Der Oberschlesier
10. Jahrgang, 3. Heft März 1928

## Der zwanzigste März

Von Alfons Hayduk

Jahr klirrt an Jahr wie eine Kette,
Gelegt um Nacken, Faust und Fuß ...

Ein Märztag war, daß er die Heimat rette —
Und blieb ein Tag, der uns noch kommen muß!

Nacht hämmert sich an Nacht, und Stund an Stunde:
Ach, unsre Augen wurden stumpf und leer ...

Heut aber brennt die alte Heimatwunde
Voll ewiger Schollensehnsucht, müd und tränenschwer.

Oh Heimat! Nimmer wollen wir's vergessen,
Was dieser Märztag für die Zukunft und die Treue war:

Es wimpelt jauchzend hell und frühlingsklar
Ob Stadt und Dorf, im Glanz der Wälder und im Rauch der Essen.

Und bleibt ein Tag, der uns noch kommen muß!
Ein Märztag uns, daß er die Heimat rette:

Jahr klirrt an Jahr wie eine Kette,
Gelegt um Nacken, Faust und Fuß ...

(Im Gedenken des Abstimmungstages 1921)

## Eine Preisaufgabe im Dienste Oberschlesiens

Immer und immer wieder muß man feststellen, wie erschreckend groß die Unkenntnis über Oberschlesien und die oberschlesischen Verhältnisse ist. Dazu kommt, daß unsere guten Schriftsteller vielfach noch zu wenig heimatliche Stoffe gestalten.

Diese Erfahrungen veranlassen die Schlesische Funkstunde und die Monatsschrift „Der Oberschlesier", mit Unterstützung des Herrn Oberpräsidenten und des Herrn Landeshauptmanns der Provinz Oberschlesien dieses

Literarische Preisausschreiben

zu veröffentlichen.

Zur Förderung der schöpferischen Kräfte und im Sinne einer produktiven Arbeit und



P. Dr. M. Buda O.F.M.

Werbung für unser Grenzland werden die deutschen, insbesondere die oberschlesischen Schriftsteller aufgefordert, Arbeiten einzusenden.

Die Einsendung hat in der Form der Kurzgeschichte oder der Schilderung (Essay, Feuilleton) einen wesentlichen Ausschnitt oberschlesischer Art, oberschlesischer Verhältnisse, des oberschlesischen Landes oder seines Volkstums, zu geben und zwar in Prosa, im Umfange bis höchstens 4 Druckseiten der Monatsschrift „Der Oberschlesier".

Die Darstellung soll nicht trocken wissenschaftlich sein, sondern hat sich mehr in der Richtung des Volkstümlichen und des Literarischen zu bewegen.

Ein- und derselbe Einsender kann auch mehrere Arbeiten vorlegen.

Die Arbeiten sind bis zum 20. Mai 1928 an die Geschäftsstelle der Monatsschrift „Der Oberschlesier" (Colonnowska, Provinz Oberschlesien), und zwar mit einem Kennwort versehen, zu richten. Ein besonderer geschlossener Briefumschlag mit dem gleichen Kennwort, enthaltend den Namen und die Anschrift des Einsenders, ist beizufügen.

Es kommen folgende Preise zur Verteilung:

| | | |
|---|---|---|
| 1. Preis . . . . . | 500.— | Mark |
| 2. u. 3. Preis . . . . | je 200.— | „ |
| 4.— 6. „ . . . . | je 100.— | „ |
| 7.— 10. „ . . . . | je 60.— | „ |

Außerdem sind eine größere Anzahl von Trostpreisen vorgesehen.

Preisrichter sind: Der Herr Oberpräsident und der Herr Landeshauptmann der Provinz Oberschlesien oder deren Vertreter, Fritz Walther Bischoff und Paul Kania von der Schlesischen Funkstunde, Karl Sczodrok, als Herausgeber des „Oberschlesier".

Die prämierten Arbeiten müssen Erstdrucke sein und gehen in den Besitz der Monatsschrift „Der Oberschlesier" über. Außerdem werden sie in der Schlesischen Funkstunde zum Vortrag gebracht, wofür die Schlesische Funkstunde das übliche Zeilenhonorar zahlt.

Die Monatsschrift „Der Oberschlesier" und die Schlesische Funkstunde behalten sich vor, auch nicht prämierte Arbeiten gegen das übliche Honorar zu erwerben.

Das Ergebnis des Preisausschreibens wird im Oktoberheft 1928 der Monatsschrift „Der Oberschlesier" und gleichzeitig von der Schlesischen Funkstunde durch die Schlesischen Sender bekanntgegeben.

Schlesische Funkstunde
Fritz Walther Bischoff

Der Oberschlesier
Karl Sczodrok.



# Wein und Kunst

## Ein Beitrag zu der Breslauer Ausstellung: Der Wein in Kunst und Geschichte, Handel und Technik*

Von Dr. Alfred Schellenberg

Das berühmte Bild Eduard Grützners: „Der schlesische Zecher und der Teufel" (Neue Pinakothek, München) ist die Illustration zu den Versen: „He Kamerad! Beim Fegefeuer! Jetzt hab ich's satt! Ich trank vor hundert Jahren in Prag mit den Studenten dort Nacht und Tag — doch mehr zu trinken solch sauren Wein, müßt' ich geborner Schlesier sein!" Bis zu den berühmten Versen des seligen Trojan auf die 88er Weine ist der schlesische „Grüneberger" der Sammelname für all die schlimmen Rachenputzer, Krätzer, Viermännerweine oder auch „Lacrimae Petri" (und er ging hinaus, und weinte bitterlich . . .) geworden. Ein älteres Lied erzählt:

Als die Tartaren nach Schlesien kamen,
Fraßen sie die Menschen wie Kirmeskuchen.
Doch vor dem Grüneberger
Fiel sie ein solch Entsetzen an,
Daß sie schleunigst mit Mann und Maus
Zogen zu dem Land hinaus.
Den Grüneberger sollt ihr achten sehr,
Da er erschlagen ein ganzes Heer.

Trotz dieses Rufes hat der Grünberger Weinbau schon ein ehrwürdiges Alter von fast 800 Jahren, und es ist anzunehmen, daß im ausgehenden Mittelalter, da Deutschland ein einziges großes Weinland war, da nicht nur an der Nordsee von den Dünen herab Trauben im Meere sich spiegelten, sondern auch in Ostpreußen Reben gebaut wurden, der Grüneberger bestimmt nicht der schlechteste war und wohl es auch noch mit einem „Stettiner Oderblümchen" aufnehmen konnte. Noch Friedrich der Große wollte in Grünberg den Weinbau sehr „poussiert" wissen, aber sein Rückgang war nicht aufzuhalten, da es in dortiger Gegend an sachgemäßer Pflege fehlte. Immerhin kann Grünberg den Ruhm der ersten deutschen Sektfabrik (Grempler) für sich in Anspruch nehmen.

Nicht vielen dürfte bekannt sein, daß bei Trebnitz und Breslau einst Weinbau getrieben wurde und daß auch in Oberschlesien eine Stadt einmal einen besonderen Ruf als Weinstadt besaß, und zwar Neisse (vgl. Jahresbericht des Neisser Kunst- und

* Die Photographien von Abb. III, V—VIII, X, XI, XIII (Proskau) und XIV—XVI, fertigte im Auftrage der Ausstellungsleitung Photogr. Damerau, Breslau, an. Freundlicherweise wurden die Photos von Abb. IV, IX, XII vom Kunstgewerbemuseum in Breslau, von Abb. I von der Leitung der Ausstellung: Schles. Malerei und Plastik des Mittelalters (1926) und die Klischees zu II und VIII (Frankenthal) von dem Weinmuseum in Speier zur Verfügung gestellt.

Altertumsvereins 1904 S. 26 ff.). In seiner Kirchengeschichte berichtet der Pfarrer Pedewitz, daß der 1570 verstorbene Pfarrer Hauck Acker an jener Stelle besaß, wo jetzt (Ende 17. Jahrh.) der bischöfliche Weinberg liegt. Auf dem diesem Aufsatz beigegebenen Kupferstich von Neisse (Abb. XV) sehen wir im Vordergrunde einen Winzer in einem Weingarten. Und aus einer Notiz des Neisser Wochenblattes vom Jahre 1828 geht hervor, daß noch in diesem Jahre die Weintrauben im Weinberge des Obersten v. Kleist in Rochus zu verpachten seien. Diese Trauben scheinen nicht nach aller Geschmack, wenigstens nicht nach dem eines Witzboldes gewesen zu sein, der diesem Besitztum den Namen „Kleisterei" zu geben vorschlug. In der „Schlesischen Chronica" von Schickfuß (1625) lesen wir in der Vorrede: Dabey denn dieses zumerken / daß der liebe Gott auß sonderbarer Schickung eine jedweder vornehmen Stadt in Schlesien mit etwas sonderm versehen / so in einer andern Stadt ferner nicht zubefinden. / Also ist zur Liegnitz die vornembste Vestung / Zur Schweidnitz das gröste Geschütz / Zum Briegk der größte Ochsenmarkt / Zu Schwiebussen der Muhrehnenfang / Zu Beudten werden die meisten Stören in der Oder erreichet .... Zu Breßlaw ist der Schöps ... Zum Goldberg das Gersten-Bier / Zur Striegaw das Weiß-Bier / In der Neisse der Weinmarkt ... usw.

Weiter erfahren wir von demselben Chronisten, daß der berühmte große Weinmarkt Neisses jährlich „auff Agneten im Januario (21. Januar) gehalten wird / dahin auß Ungarn / Österreich vnd Mähren viel tausend Eimer Wein gebracht / vnd an dem Orte ... verhandelt werden."

Bis zum letzten Bericht im Jahre 1841 von Carlyle erwähnen die verschiedenen deutschen Chronisten den berühmten Weinhandel Neisses, von dem aus der ganze Westen hauptsächlich mit Ungarweinen versehen wurde. Unter Friedrich d. G., der auf die Besteuerung schlesischer Wollwaren durch Maria Theresia mit einem hohen Zoll auf Ungarweine antwortete, wurde der blühende Weinhandel in Neisse völlig vernichtet. Stettin trat nun das Erbe von Neisse an.

Die Geschichte des Weines in Schlesien umfaßt kein großes Kapitel. Außer den bereits genannten wurde zwar in zahlreichen andern Orten Schlesiens Weinbau getrieben, so z. B. in Krossen, Löwenberg, Kamenz, Schweidnitz, Glogau, Parchwitz, Wohlau, Leubus, Steinau, Winzig, Oels, Michelau b. Brieg, Fürstenau b. Kanth, Striegau, Ölsnitz, Neumarkt, Beuthen a. O., Karolath u. a. Daß auch in Oberschlesien der Weinbau schon sehr alt ist, beweisen die drei Trauben und drei Winzermesser im Stadtwappen von Oberglogau, die Reben im Wappen von Groß-Strehlitz und im Gemeindesiegel von Dolna, Oppeln hat seinen Vorort Winau und Oberglogau Weingasse. Später wurde auch Wein gekeltert in Carlsruhe, Zabrze und Neu-Wirschkowitz. Aber trotz allem hat Schlesien als Weinbaugebiet nur im Mittelalter eine rein



lokale Bedeutung gehabt. Es ist daher klar, daß „Weinaltertümer" in Schlesien nur noch in spärlichem Maße vorhanden sein können. Die Breslauer Veranstaltung mußte daher, wollte sie auch nur einen kleinen Ausschnitt aus dem großen Gebiet geben, über die eigenen Grenzen hinausgreifen. In Deutschland gibt es heute drei Weinmuseen. Das imponierendste und bei weitem reichhaltigste ist das zu Speier im Historischen Museum der Pfalz, das jüngste und noch im Ausbau begriffene ist das Trierer, während das Weinmuseum im Fränkischen Luitpoldmuseum zu Würzburg zwar an Reichhaltigkeit mit dem Speirer sich nicht messen kann, aber dennoch ein kulturhistorisch sehr interessantes Material besitzt.

Von den schlesischen Museen abgesehen, haben besonders wertvolles Material das Pfälzische Weinmuseum in Speier, das Museum Nassauischer Altertümer in Wiesbaden und Geh. Rat Dr. Bassermann-Jordan in Deidesheim der Ausstellung freundlichst zur Verfügung gestellt. Nur so war es möglich, ein immerhin eindrucksvolles Bild zu geben.

Das Archaeologische Museum der Universität in Breslau gab aus seiner kleinen aber gewählten Sammlung altgriechischer Arbeiten eine größere Anzahl besonders schöner Trinkgefäße, unter denen das prächtige Silen-Rhyton (jonisch 6. Jahrh. v. Chr.) und das tönerne unteritalische Rhyton in Form eines Giraffenkopfes (Abb. V und VI) genannt sein mögen. Eine schöne Sammlung römischer Trink- und Weingefäße aus Glas und Ton, die auf nassauischem oder benachbartem Boden ausgegraben und meistens in Gräbern gefunden wurden, hat das Landesmuseum Nassauischer Altertümer in Wiesbaden zusammengestellt. Außer den, vielen Reisenden aus Pompei bekannten, großen Spitzamphoren zeigte die Zusammenstellung die verschiedensten Formen an Kannen, Krügen, urnenartigen Bowlen, Bechern und Schalen, z. T. mit aufgemalten lateinischen Trinksprüchen. Dasselbe Museum sandte auch einige charakteristische Arbeiten aus Glas und Ton der fränkischen Zeit (Abb. VII).

In einem gewissen inneren Zusammenhang mit den römischen Arbeiten stehen auch die beiden berühmten schlesischen Funde aus Sackrau und Wichulla bei Oppeln, von denen das Breslauer Kunstgewerbemuseum einzelne charakteristische Stücke ausstellte. Museumsdirektor Prof. Dr. Seger hat in seiner Abhandlung über den Fund von Wichulla (Schles. Vorz. in Bild und Schrift VII, 413 ff.) die Vermutung ausgesprochen, „daß in Sackrau und Wichulla germanische Fürsten gotischen oder wandalischen Stammes gewesen sind, die hier an der durch Schlesien führenden Völkerstraße, vielleicht in der Nähe eines größeren zugleich als Hauptstation dienenden Ortes, ihre letzte Ruhestätte gefunden haben." Die hier abgebildete Silberschale (Abb. IV) von Wichulla (mit Spuren von Vergoldung) zeigt den Kampf von je zwei Meerungeheuern, von Greif und Pferd, Hund und Stier, unter und hinter denen über dem Wasser fünf Delphine

sichtbar werden. Nach dem soeben genannten Gewährsmann ist die Schale die Arbeit eines alexandrinischen Künstlers der Ptolemaeerzeit oder die Nachahmung eines solchen Werkes aus der römischen Kaiserzeit, da durch die rege Nachfrage römischer Sammler gerade nach Stücken dieser Art zahlreiche Nachbildungen und Fälschungen im römischen Antiquitätenhandel auftauchten. Die Schale wurde mit noch andern Silberschüsseln und Bronzearbeiten im Jahre 1885 ausgegraben und erst nach mehreren Jahren von Baron Falkenhausen bei einem Breslauer Antiquitätenhändler entdeckt. Seit 1897 ist sie Eigentum des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer.

Die ältesten deutschen Weinbaugebiete entstanden unter keltischem Einfluß linksrheinisch. Von der Mosel aus eroberte sich der Weinbau allmählich auch den Rhein. Verhältnismäßig spät (8. Jahrh. n. Chr.) griff der Weinbau auch auf das rechtsrheinische Ufer über. Die besten Förderer der Rebkultur wurden die Stifte und Klöster, und die Mönchsorden waren es, vor allem die Benediktiner und Zisterzienser, die für die weitere Ausbreitung des Weinbaues in Deutschland sorgten. Ruht ja auch auf dem Wein der besondere Segen Gottes, vollzog sich doch in ihm die Wandlung der Mensch-Gottwerdung. Gerade diese tiefe Mystik und die zahlreichen Gleichnisse im Alten und Neuen Testament, die sich auf den Wein und Weinbau beziehen, haben in der Kunst des Mittelalters einen reichen Niederschlag gefunden. Man denke z. B. nur an den Rebstockbeschneider der Kathedrale zu Chartes oder an den Hacker im Weinberg des Freiburger Münsters, oder an die zahlreichen Darstellungen, da der kleine Jesus auf dem Arme seiner Mutter eine Traube in der Hand hält oder schließlich an eines der interessantesten Motive: „Christus in der Weinkelter". Das Breslauer Diözesanmuseum besitzt in einem Tafelwerk aus der Corpus-Christikirche eine frühe und eindringliche Gestaltung dieses Motives (Abb. I). Die Kelter ist hier — wie auf einem etwa hundert Jahre später entstandenen Gemälde des Bayrischen Nationalmuseums — einspindlig, doch während die Spindel dort durch den unteren Schaft des mittleren Kreuzstammes geht, durchschraubt sie auf der Breslauer Darstellung das über die Querbalken hinausstrebende Ende des Hauptschaftes. Das Bild der Corpus-Christikirche erhält durch die Beschränkung des Künstlers auf das Hauptmotiv bei Außerachtlassung alles überflüssigen und genrehaften Beiwerks jenen am Anfang des 15. Jahrh. in der schlesischen Plastik und Malerei wiederholt in die Erscheinung tretenden starken monumentalen Zug. Zu Grunde liegt die Bibelstelle: Warum ist denn dein Gewand so rotfarben und dein Kleid wie eines Keltertreters? / Ich trete die Kelter allein, und ist niemand unter den Völkern mit mir. Ich habe sie gekeltert in meinem Zorn, und zertreten in meinem Grimm ... (Jes. 63, 2 und 3). Während dies Motiv des Christus in der Weinkelter in der Reliefplastik vereinzelt vorkommt — die Weinausstellung hatte ein spätgotisches



Holzrelief aus der Sammlung von Geh. Rat Dr. Bassermann-Jordan (Abb. III) — ist es in der freien Plastik nur in einem einzigen Exemplar des Weinmuseums zu Speier auf uns gekommen (Abb. II). Es ist eine künstlerisch sehr hochstehende Leistung. Im Gegensatz zu den Gemäldedarstellungen ist hier die Kelter zweispindlig und die Pfostenträger bilden Papst und Bischof, die Säulen der christlichen Kirche. Während auf der Breslauer Tafel das „Blut der Trauben" — oder als Symbol das „Blut Christi" — in einen Kelch sich ergießt, fangen in der Plastik von Speier den Wein zwei Engel in einem Bottich auf. Das Münchner Bild macht aus dem Motiv eine Genreszene, an die Stelle der Engel treten zwei Männer, die in Gefäßen den Wein auffangen und dann in ein Faß gießen. Während auf der rechten Seite ein Krüppel und knieende Beter sichtbar werden, steht in der linken Ecke ein Weinhäuschen, aus dem drei Küfer ein Faß herausholen. Unter dem Kreuzbalken fängt ein Engel das von dem Kreuze abtropfende Blut Christi auf.

Die Zeit der Renaissance und des Barock war eine trinkfrohe und trinkfeste Zeit. Das Kneipen gehörte zum guten Ton des Bürgers und die vielen aus den Kleinodien der Zünfte oder auch der Schützenbruderschaften auf uns gekommenen Trinkgefäße jener Zeit sprechen eine beredte Sprache. Auch an den deutschen Höfen waren die großen Zechgelage, bei denen man nicht eher aufhörte, als bis auch der letzte Mann unter dem Tische lag, an der Tagesordnung. Wie es bei solchen Gelagen damals zuging, davon gibt der schlesische Junker Hans v. Schweinichen in seinen „Lebenserinnerungen" der Beispiele genug, und Grimmelshausen und Rabelais kargen ebenfalls nicht mit drastischer Schilderung. Kein Wunder daher, daß keine andere Zeit eine solche Fülle von Trinkgefäßformen erfand wie das 16. und 17. Jahrhundert. Und mit diesen hunderten von verschiedenen Gefäßformen fanden sich auch die Namen ein. Johann Fischart erzählt in seiner Geschichtsklitterung:

„Da hat einer Wunder gesehen, wie da die Gläser, Becher und allerlei Trinkgeschirr umgingen, wie man allda die Kandel übet, da stachen sie einander die Pokal auf die Brust, da flogen die Mühele, da stiebeten die Römerken, da raunt man die Dickelbächer, da soffen sie zwen und zwen aus doppeltem: die man voreinander bricht, ja sie soffen aus gestiefelten Krügen, da stürzt man die Pott, da schwang man den Gutruff, da trähet man den Angster, da riß und schält man den Wein aus Potten, aus Pinten, aus Kelchen, Napfen, Gonen, Kellen, Hofbechern, Tassen, Trinkschalen, Pfaffenmassen, Stauffen von Hohenstauffen, Kitten, Kälten, Kannten, Köpffen, Knartgen, Schlauchen, Pipen, Nussen, Fiolen, Lampeten, Kufen, Nüsseln, Seideln, Külkesseln, Mälterlin, Pleisäcken, Peuscheln, Straßmeiern, Muscatnussen, Meerkrebsschalen, Stübichen, Melkgelten, Spitzmasen, Zolcken, Kannen, Schaulzenmas, Schoppenkännlein, Stoltzen. Da klangen die Gläser, da funkelten die Krausen ..."

Aus andern Zitaten könnte man diese Wörter noch um ein Mehrfaches vermehren. Viele solcher Gefäße befinden sich heute in allen deutschen Museen. Die meisten Trinkgefäße sind wohl in jener Zeit von den Goldschmieden in Nürnberg und Augsburg hergestellt worden. Auch das Breslauer Kunstgewerbemuseum besitzt eine große Anzahl von Trinkbechern in den verschiedensten Formen, eine gewisse Berühmtheit hat der originelle Mönchsbecher aus dem Schatz der Schießwerder-Schützen (Abb. IX). Der Becher ist in Silber getrieben und vergoldet und hat die Form eines etwas wohlbeleibten Mönches. In der rechten Hand hält er eine Flasche, in der linken ein Buch, dessen aufgeschlagene Seiten Text und Noten tragen. Man liest:

Er setzt das Glas / leiß an sein mundt
Domel (= tummle) dich gut Wein
Er trinkt es aus / bis auf den gr (undt)
Domel dich guts weinlein.

Eine zweizeilige Inschrift in schönen gotischen Buchstaben umläuft den Außenrand des Bechers:

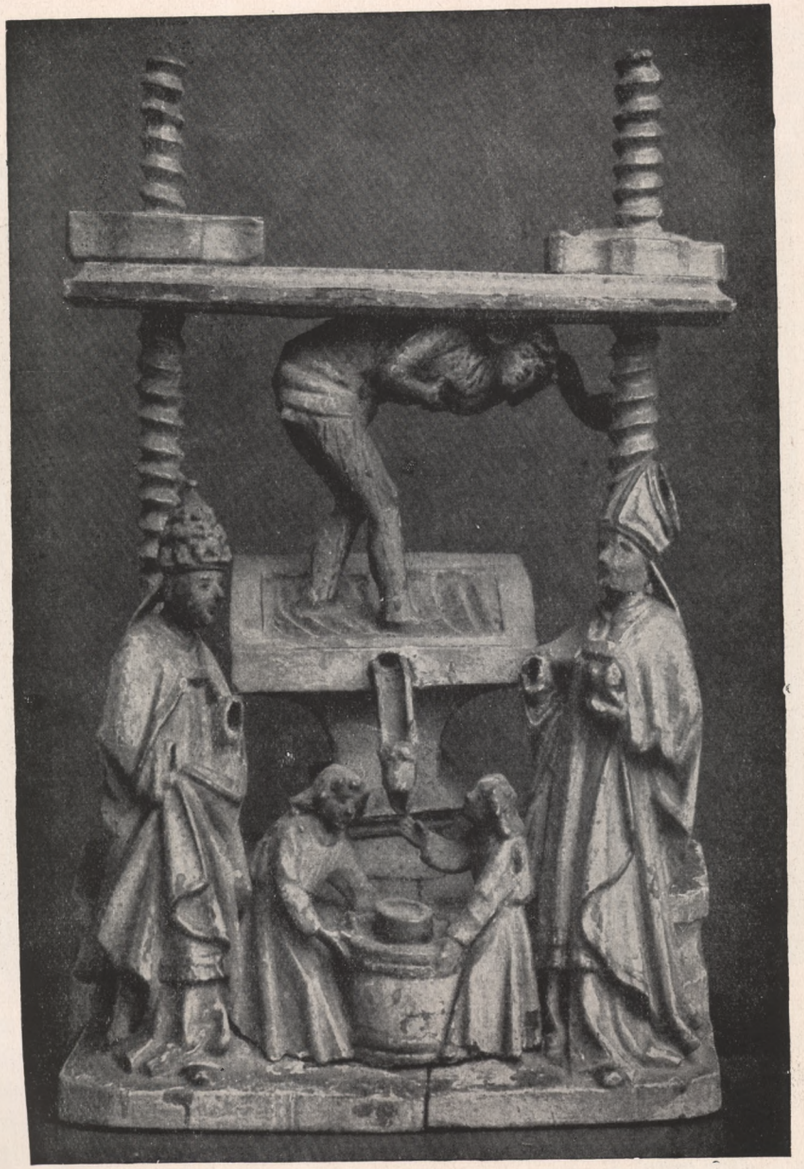
„Ich armer Bruder heiß der Wilkum / Und erfrisch manches ehrlichen Mannes Hertz frum / Damit erhalt ich des Hauß Gerechtigkeit / Solt das allen Kall Köpffen wie mir sein Leydt."

Dieser Becher wurde im Jahre 1605 von Christof Monviel, Freiherrn v. Dorosteia, Erbmarschall von Littauen den Schießwerder Schützen geschenkt.

Ein interessantes Stück ist auch der Brautbecher (1727), der ein Mädchen mit Schnürbrust und Reifrock darstellt, das in den erhobenen Händen über dem Kopf eine zweite kleine Trinkschale trägt (Abb. XII). Aus diesem Doppelbecher tranken gleichzeitig Braut und Bräutigam, und da der Becherrand den Fuß ersetzte, mußte natürlich jedesmal, zum mindestens der Bräutigam, „Rest ex" machen. Oliver de Serre berichtet in seinem Théâtre d'Agriculture, daß in Deutschland (im 17. Jahrh.) es Sitte sei, daß der Bräutigam bei der Hochzeit Wein aus dem Geburtsjahre seiner Angetrauten zum besten gab. Vermutlich ist dieser Brauch nur bei jungen Ehepaaren eingehalten worden, da es wohl leichter war, eine Gattin von 50 Jahren zu erhalten, als einen Wein des gleichen Alters.

Bei dem Windmühlenbecher (1611 von Hans Pusch den Schützen geschenkt) hatte der Zecher die Aufgabe, nach jedesmaligem Austrinken die Windflügel durch kräftiges Pusten in Bewegung zu setzen (Abb. XII).

Im 16. Jahrhundert nahm die deutsche Steinzeugindustrie, besonders im Rheinland, einen mächtigen Aufschwung, Raeren bei Aachen, Köln und Siegburg waren die bedeutensten Zentren. Durch die Auswanderung von Töpfermeistern aus diesen Orten nach dem Westerland und den Zuzug von J. Remy aus Ivois in Lothringen entstand



Christus in der Kelter. Spätgothische Holzschnitzerei um 1500 — II. — Hessisches Landesmuseum der Pfalz. Speier



III.

Links unten:
Christus in der Weinkelter — Spätgothisches Holzrelief
Geh. Dr. v. Bassermann-Jordan, Deidesheim



hier um die Wende des 16. Jahrhunderts eine blühende Entwicklung der „Krugbäckerei". Charakteristische Beispiele dieser Westwälder „blauen Ware" waren auf der Ausstellung vorhanden (Abb. X). Die auf Abbildung VIII zu sehenden Krüge tragen alle drei vornen unter dem Ausguß ein Gesicht. Wir sehen in der Mitte, flankiert von den beiden Renaissancekrügen aus Raeren und Grenzhausen, die um mehr als tausend Jahre frühere und damit älteste Art von auf deutschem Boden (in Worms) entstandenen Gesichtskrügen.

Ein in seiner Art seltsames Stück ist der vielfarbige Nischenkrug aus der Sammlung des Geh. Rats Fischer in Oberschreiberhau (Abb. X), der in den vertieften Krugwänden Szenen aus der Leidensgeschichte Christi in farbiger Reliefarbeit aufweist. Die etwas rohe Arbeit, deren impressionistischer Charakter wie die geniale Improvisation eines Dilettanten wirkt, verweist diesen Krug in das Gebiet der Volkskunst und als einen Nachzügler der Brieger Nischenkrüge.

Das Heimatmuseum in Neisse hatte zu der Ausstellung den Maschkowitzer Becher aus Maserholz und ein Hackenglas geschickt. Der Maschkowitzer Becher (Abb. XI) hat für Neisses Geschichte eine besondere Bewandtnis: „Knüpft sich doch an dieses aus Eichenholz gearbeitete mächtige Gefäß die Sage vom Erwerb des Gutes Maschkowitz für die Stadt Neisse durch den trunkfesten Bürgermeister Schnase, der bei einem Trinkturnier, welches Peter Schoff von Maschkowitz, der damalige Besitzer des Gutes, am 14. August 1489 veranstaltete, Sieger blieb und so der Stadt Neisse dieses Gut erwarb. Peter Schoff stand allein in der Welt. Seine früheren Testamente hatten sich durch den Tod der darin Bedachten erledigt und so verschrieb er durch sein Testament von 1489 sein Gut Maschkowitz und die zwei freien Huben zu Baucke den Ratmannen der Stadt Neyß. Das Testament ist abgedruckt bei Minsberg, Geschichte der Stadt Neisse, Anhang Seite 41. Es bildet den Rechtstitel für die Stadt Neisse, den sie schon im Jahre 1492, bald nach dem Tode des Erblassers, in einem vom Bischof Johannes Roth entschiedenen Prozesse mit Erfolg verfochten hat und auf Grund dessen sie noch heute im Besitz der genannten Güter ist. Peter Schoff und sein Testament ist also historisch, nur das Wett-Trinken und die Person des Bürgermeisters Schnase (einen solchen hat es in Neisse nie gegeben) gehört der Sage an, und auch der Maschkowitzer Becher kreiste bei dem angeblichen Trinkturnier nicht unter den Gästen, sondern verdankt einer späteren Zeit seine Entstehung. Nach einem im Gräflich Schaffgotschschen Archiv zu Hermsdorf u. K. befindlichen, von 1720 stammenden Schriftstück heißt es:

„Was aber das angemeinte Willkommenglaß belanget, so isz davon in seiner, des Peter Schoff, Disposition nichts enthalten, sondern der Magistrat, hat sich ein Glas zum Gedächtnis des Peter Schoffs verschaffe und solches demjenigen, welcher bey der

zu Maschkowitz alljährlich haltenden Fischerey das erstemahl erscheint, voll Wein angefüllt auszutrinken verehret wird, worin ungefähr zwey quart gehen tun." (24. Jahresbericht des Neisser Kunst- und Altertumsvereins 1920 S. 6 ff.).

Auch die „gläserne Hacke" aus Neisse (Abb. XIV) steht in enger Beziehung zu dem Namen Schaffgotsch. Der bekannteste unter den schlesischen Gesellschaftsorden (mit rein katholischem Charakter) war der Gräfl. Schaffgotsche Orden der Ritter und Damen von der Alten Hacke. Graf Christoph Leopold hatte ihn 1698 gegründet, sein 1708 aufgestelltes Ordensstatut nennt als Ordenshauptpflichten: Pflege der Freundestreue, Gebet und Aufopferung von Messen für die lebenden und toten Mitglieder. Großmeister und Großmeisterin waren der jeweils zu Warmbrunn regierende Graf und seine Gemahlin. Die Mitglieder setzten sich aus Fürsten, Adligen, Geistlichen, aber auch Bürgerlichen, die Freunde oder Beamte des gräflichen Hauses waren, zusammen. 1813 fanden die letzten Aufnahmen von Mitgliedern statt. In diesem Kreise hat das „Hackenglas" die Runde gemacht. Auch seine Beschaffenheit war so, daß es jedesmal ganz ausgetrunken werden mußte.

Eine besondere Sehenswürdigkeit der Ausstellung waren die zahlreichen geschnitzten Faßböden und Faßriegel, die das Museum von Speier zur Verfügung gestellt hatte. Über diese werde ich bei einer andern Gelegenheit sprechen. Erfreulich ist, daß durch diese Ausstellung auch zum ersten Mal geschnitzte Faßböden aus Schlesien, und zwar aus Grünberg weiteren Kreisen zu Gesicht kamen. Geradezu imponierend wirkten durch ihre gewaltigen Ausmaße eine 6 Meter hohe zweispindlige Holzkelter (Abb. XVI) und ein aus einem Oberstamm verfertigter $14^1/_2$ Meter langer Weintrog mit einem Bäckerwappen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, Leihgaben der Firma Mülsch in Grünberg. Die Firma Grempler & Co. hatte noch ein altes Faß mit dem „Marschall Vorwärts" aus der Zeit der Befreiungskriege geschickt, während ein anderes z. Z. leider nicht leeres Faß mit einem schönen geschnitzten Wappen im Keller der Firma Buchholz verbleiben mußte.

Es ist natürlich unmöglich, hier auf alle Einzelheiten einzugehen; erwähnt mag noch sein, daß neben zwei hübschen Winzerfigürchen aus Frankenthaler Porzellan (Weinmuseum Speier) auch Proskauer Fayencen (Abb. XIII) zu ihrem Rechte kamen, und daß auch Weingläser außer den römischen und fränkischen von der gotischen Zeit an durch alle Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart in charakteristischen Exemplaren vertreten waren. Dokumente, Weinordnungen, Etiketten, Weinkarten, Originalkompositionen von Trink- und Weinliedern (Preuß. Staatsbibliothek in Berlin und Staatsbibliothek in Breslau), Gemälde, Stiche usw. rundeten das Bild ab, im ganzen eine eindrucksvolle, wegen der Vielseitigkeit äußerst anregende Veranstaltung.



# Vorfrühling

## Drei Gedichte in Prosa von Alfred Hein

### Regen

Wie wir den Regen haßten, als er im Herbst niederfiel. Nun, nach den eiskalten Winterwochen, streichelt er uns mit einer Zärtlichkeit, die die Erfüllung des Frühlings wie eine Geliebte die erste Nacht verspricht. Die Pfützen in den Straßen sind Zauberspiegel, die das erste Blau auffangen, ihre Wasserfläche zittert in einem schon mit lieblicher Lauheit vermischten Sturmwind. Die Wolken gehen von dannen wie die Karawane des Winters in die Wüste Nirgendwo. Erfreuliche Statistik: Heute lächeln dreißigmal so viel Menschen wie all die letzten Wochen, siebenmal soviel Kinder spielen auf der Straße und zwei Stare und eine Lerche sind in meinem Lebensbezirk eingetroffen. Ich zählte hundertfünfzig Starenpfiffe in einer halben Stunde, und das war eine echt vorfrühlingshafte Beschäftigung am offenen Fenster. Der sanfte Regen poliert die Baumstämme: Sonnabendreinemachen der Natur. Trübselig zerschmilzt in meinem Gärtchen der letzte Schnee. Die welken Strünke der Nelken und Astern aus vorigem Jahr zaust wieder der Wind. Manchmal fliegt noch aus Versehen eine Schneeflocke in den Regenperlen mit. Sie liebt keiner mehr, und wie wurde die erste Flocke im Herbstregen begrüßt? So sind wir nun einmal. Und es ist richtig so. Wir lieben immer das Werdende. Und keines kann sagen, ob die Liebe der Ursprung der Dinge ist oder ob das Werde aus der Liebe entspringt. Oder ob beides eins ist in der Sinfonie der unendlichen Mächte von Ewigkeit zu Ewigkeit.

### Abend

Es ist ein Abend Ende Februar. Herrgott, was jubeln die Vögel schon. Und Düfte regen sich in den wandernden Winden, obwohl weder Schneeglöckchen schon noch Krokusse blühn. Die Sonne läßt alle Fenster funkeln, die sinkende, friedliche, die immer so schön bleibt und alles ohne viel Worte sagt, wenn es Abend wird. Ja, nun legen wir die Hände in den Schoß, auch wir modernen Menschen, ein wenig heimlich, aber genau so, wie es unsre Väter getan haben. Und die Wolken am Himmel sind auch friedsam gefaltete Hände. Gottes Hände vielleicht. Jedenfalls ruhen sie voller Güte über der Welt. Ich ging noch ein bißchen spazieren. So ohne Ziel und Hast. An den Fenstern der Nachbarn vorbei. „Guten Abend, Frau Kraus, wie geht es dem Jungen? Nun kommt der Frühling, da wird er schon wieder gesund werden. Warten Sie, ich werde Paul guten Abend wünschen." Man hat das Herz voll überströmender Liebe an solchem Tag. Ich kam in die Krankenstube. Da lag der neunjährige Paul, blaß, müde, aber lächelnd. „Es ist Frühling", sagte er. „Bald, mein Junge". — „Nein, für mich schon —" — „Nun werden wir bald wieder rumtollen können", sagte ich zuversichtlich.

Da sah ich, wie Frau Kraus sich abwandte. Vielleicht weinte sie, weil es keine Hoffnung mehr gab. Doch ich hatte nicht Zeit, nachzudenken, denn Paul sagte: „Wie ich ein kleiner Junge war, haben Sie mir einmal eine drollige Geschichte erzählt. Von einem Affen, der auf Wanderschaft ging". — „Aber Paul, dazu bist du doch zu groß". — „Warum ist man zu groß für schöne, unvergeßliche Dinge?" — Und da erzählte ich. Der Junge lachte und weinte. Die Mutter lachte und weinte. Und auch ich. Draußen lachten und weinten Wind und Vögel. Und es war ein Duft von Blumen in der Luft, die noch nicht blühten.

Sechs Wochen später blühten sie. Auf dem Grabe des kleinen Paul.

### Liebe

Es war in der ersten Dämmerung eines kristallklaren wunderfarbigen Märztages, da trat ich nach langer Wanderung, Lunge und Glieder schwer von Frühlingsluft, aber Herz und Hirn befreit von allen müden armseligen Dingen dieser Welt, ein glücklicher Mensch also, in den Gasthof und verlangte Wein. Ich weiß nicht, ob der Wein gut oder schlecht in Wirklichkeit war, mir schmeckte er jedenfalls, wie alles an diesem Tage, nach Frühling und Glück. Außer mir befand sich in der Gaststube, nur im entgegengesetzten Winkel, ein junges Paar. Draußen stand groß verzweigt, noch kahl, aber mit tausend Knospen, ein Birnbaum, dahinter der stahlklare Himmel, zum Zerspringen ausgespannt, und so glatt, daß man mit kindlichem Gemüt hätte glauben dürfen, die schmale Sichel des Mondes müsse abgleiten daran. Ach, wie sanft nahte sich die Dämmerung, fernher über die Felder, die Landstraße entlang, die nach der Stadt führte, auf diesen weltverlorenen Gasthof zu. So träumte ich hinaus, voller leichtem Glück, wie es unverhofft nur jene Stunden schenken, von denen man nichts verlangt und an die man keine Forderung irgendeiner Absicht hat. Nur so denkt: Ich bin neugierig, was du noch an Schönem und Süßem für mich hast, feierlicher Augenblick.

Und wie ich dies so für mich hinsann, fühlte ich plötzlich, daß nicht nur der Mond mich ansah und ein Vogel draußen hell sang, sondern daß mich auch zwei große dunkle Augen ansahen und mein Herze davon zu singen anfing. Langsam wandte ich mich, und nun blickten wir uns voll an, dies hübsche junge Mädchen dort und ich. Über die Schulter des Begleiters weg, der so auf sie einredete, daß er ihren abwesenden Blick nicht merkte. Wir liebten uns sofort. Es war alles ganz klar. Und weder Empörung noch Erstaunen schwangen in unsern liebenden Blicken mit. Auch keine Zurückhaltung. Jetzt hörte ich, wie sie ihren Begleiter hinausschickte, ein Essen zu bestellen. Als er draußen war, nahm ich mein Glas, goß es voll goldenen Wein und ging zu ihr. Stumm hielt ich es ihr hin und sah dabei den Verlobungsring an ihrer Hand. Sie trank. Auge in Auge. Es war fast dunkel. Nur der Mond, der gütige Schützer aller Liebenden, segnete unsre heimliche leise Hochzeit. Dann trank ich. Wir wußten: nur diese Minute war unser. Aber diese Minute war an jubelnder und schluchzender Liebe zum Bersten voll.



Die Schritte des zurückkehrenden Verlobten und die meinen zum Tisch zurück waren eins. Als sie bald darauf hinausgingen und ein Auto vor der Tür ratterte, da geschah weiter nichts, als daß sie mich, ohne hinzusehen, wie von ungefähr mit ihrer Hüfte am Arm streifte.

Das Auto entfloh rasch in die große Stadt. Unter tausend Sternen wanderte ich, von unglücklich sachter Liebe tief beglückt, ihm langsam nach. Bis in die Kehle hinein drückte das Herz, zum Springen erfüllt von den seltsamen Wundern dieses Märztages. Noch glänzte silbern die Spur des Autos im Mondlicht, als sollte sie mich zu ihr geleiten, die niemals wieder in diesem Leben erschien und wie ein Traum war so schön und unversehrt von alltäglichen Dingen, Worten und Berührungen.

## Ballade der Armen

Von Helmut Bartuschek

Die Alten mit immer greisern
Blicken und Schläfermienen
lehnen an schönen Häusern,
den Böhmen sich zu erdienen.

Sie singen mit faulem Munde
und dem morschen vergilbten Zahn
das Lob der lebendigen Stunde
und sind dem Tod untertan.

Sie tragen versunkne Leiber,
zerzaust von dem Weltenwinde.
Die Männer und die Weiber
danken dem milden Kinde,

das ihnen die kleine Gabe
in ihre Tücher schüttet.
Sie nicken noch aus dem Grabe,
an dem die Mitternacht rüttet.

Die hölzernen Rosenkränze
wandeln mit ewigem Zug.
Die Bettler sahn hundert Lenze
und aller Winter Betrug.

Sie sind die Armen der Tage,
die ohne Frieden sind.
Ihr Herz bebt von einer Sage . . .
und sie sehnen sich danach blind.

Der Frauen lose Zungen,
der Männer spärliches Wort . . .
sie haben dasselbe gesungen;
eines nur immerfort — — —

Mit silbernen Murmelbärten,
zitternder Greisenhand
suchen sie nach den Gärten
und das Tor ins gelobte Land — — —

Sie sitzen tagaus, tagein
unter den fremden Türen
und müssen geduldig sein,
bis Engel sie sicher führen.

# Der Bastard

## Das 6. Kapitel aus dem gleichnamigen Roman von Arnold Ulitz

Wir sprechen heutigentags gern vom östlichen Menschen. In Arnold Ulitz hat er lebendigen und kräftigen Ausdruck gefunden. Eben erschien von Ulitz ein neuer erfolgreicher Roman, „Der Bastard", ein leidenschaftliches Buch, das in weiten Kreisen auf Ablehnung stoßen wird und sich nur für reifere Leser eignet, das aber wiederum so überaus menschlich ehrlich und tief erlebt und von einer hinreißenden Kraft ist. Die literarische Welt nicht nur Deutschlands wird an ihm nicht achtlos vorübergehen können, umsoweniger, als „Der Bastard" ein typischer Grenzlandroman ist, eine Auseinandersetzung des deutschen mit dem russischen, dem slavischen Wesen.

Für uns in der Südostecke Deutschlands hat der Roman dann noch einen besonderen Heimatwert. Ein ganzes Kapitel, das 6. und im folgenden wiedergegeben, wurzelt in Oberschlesien, wie Oberschlesien überhaupt für Arnold Ulitz ein Lebensschicksal geworden ist. Der Dichter schreibt uns dazu, als wir ihn um die Druckerlaubnis angingen: „Ich bin kein gebürtiger Oberschlesier, aber ich leugne nie, welch unvergeßliche Eindrücke ich dort gewann, da doch Oberschlesien das Land meiner Jugend war. Vom sechsten bis achtzehnten Lebensjahr war ich dort. Meine tiefsten Jugenderlebnisse spielen vor oberschlesischer Landschaft. Auch im „Testament" ist ja mancherlei davon zu lesen."

Der Abdruck des folgenden Ausschnittes erfolgt mit Genehmigung des Verlags Ullstein in Berlin und des Autors. Scz.

Und nun feiert er eine Orgie des Entsinnens und Versinkens, und sein friedvolles Lächeln hat anfangs etwas Angstvolles, als könnte es ihm mißglücken, recht tief zu versinken. Nicht mehr Ostern 1918 in Kolodischtschi, sondern diesmal deutsche Ostern vor zwölf Jahren, und noch tiefer, tiefer ins Vergangene hinab, deutsche Jünglingszeit vor achtzehn.

Schönstes Mädchen der kleinen, oberschlesischen Stadt, Marianne, berühmt wegen ihrer Schönheit und ihrer Klugheit. Die Primaner kennen alle das Bild der Cléo de Mérode, der belgischen Königsmätresse. Ihr schönes, süßes Gesicht wird durch ganz Europa verschickt, hängt mit Nadeln angezweckt in jeder Dienstmädchenstube, ist mit Reißzwecken angespickt an jede Büchergestellwand eines Studenten oder älteren Schülers, hängt zwischen Lampions und Papiergirlanden in jedem kleinen Papiergeschäft. „Die Marianne Reich sieht der Cléo ähnlich", behauptet Christofs Freund. Christof kennt die junge Dame noch nicht persönlich, er begegnet ihr nur auf dem Wege von der Schule und in die Schule, sieht sie, staunt sie an, also ihn geht diese junge Dame nicht das geringste an, und dennoch ist er verletzt, als sei ihm die Würde ihres Ritters verliehen. Darf seine Verletztheit nicht zeigen, um keinen Preis, aber er haßt den Freund, wartet gierig auf eine harmlosere Gelegenheit, die diplomatischen Beziehungen zu ihm abzubrechen, findet die Gelegenheit wirklich und haßt den Feind voll Inbrunst. Wirklich, wirklich, wie hieß denn der Junge? Konrad, Konrad . . .? Er hat sich nie wieder mit ihm versöhnt. Wahrlich, eine unerhörte Schmähung, Mariannes Schönheit dieser Mätressensüße zu vergleichen. Sie ist kein Poussiermädchen, man munkelt halb mit Spott und halb mit Ehrfurcht in Primanerkreisen, daß sie Plato und Nietzsche lese. Man hat sie im Verdacht, zu dichten.



Demütig, wehmütig ist Christofs Liebe. Er hat den einzig zulänglichen Vergleich für sie gefunden: sie ist Iphigenie. In seinem kleinen Zimmer, dessen Fenster der russischen Grenze zuliegt, liest er halblaut Goethische Verse und weint ergriffen, und er kauft für eine Mark und fünfzig, das heißt also für das Honorar dreier Privatstunden, Feuerbachs Iphigenie, läßt sie rahmen — das kostet sechs Privatstunden — und kränzt das heilige Bild zuweilen mit Blumen, am liebsten mit Nelken, deren strenger Duft im Nu die kleine Kammer füllt. „Und an dem Ufer sitzt sie lange Tage, das Land der Griechen mit der Seele suchend." Er spricht diese Verse, bis ihm die Lippen beben, bis er eingelullt und hypnotisiert ist, und mit begeistert verstörten Augen sieht er nach den weiten Wiesen hinüber, wo kleine zerlumpte Jungen Herden hüten, die schon russisch sind, und er sieht zuweilen einen Kosaken rasend lospreschen, als wolle er bis ans Japanische Meer. Da macht ihn diese Weite sehnsüchtig nach der erlösendsten Weite, die es gibt, nach dem Tode. Er weiß, daß er nie der feierlichen Schönheit Iphigeniens nahen darf, er nicht. Andere warten sicherlich schon auf sie, Männer, Herren, Persönlichkeiten, Menschen mit einer angesehenen Lebensstellung, keine grünen Jungen, wie er einer ist.

Es ist ja sogar noch fraglich, ob er überhaupt studieren darf. „Such dir einen Beruf aus!" brüllt sein Vater, der mittlere Beamte mit 2700 Mark Gehalt und vier Söhnen, „schlage dir die Hochschule aus dem Kopf, was bildest du dir denn ein?" Christof schweigt verbissen, er begreift noch nicht, daß sein Vater mit diesem Gebrüll sich nur vor dem eigenen Gram retten muß, er könne seinen tüchtigen Jungen nichts Hohes werden lassen, und er ahnt nicht, das der Vater bereit ist, für ihn die ersten Schulden seines Lebens zu machen.

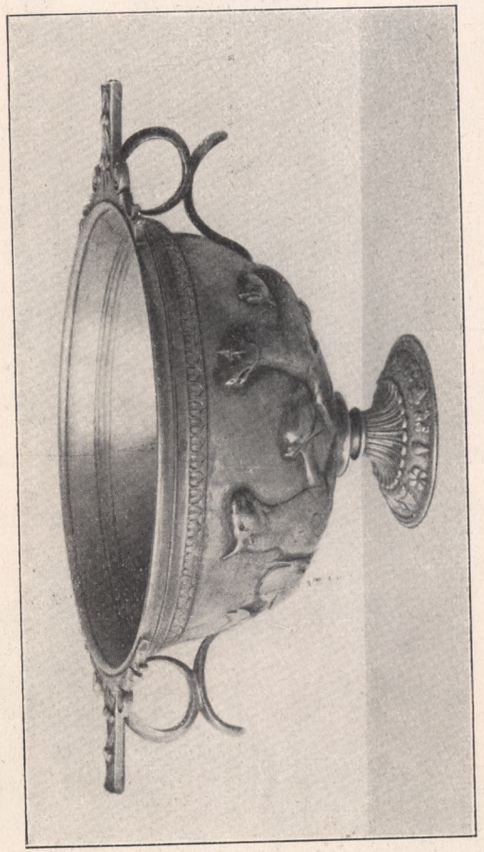
Christofs Jünglingsseele zittert verletzt in ihrer weichen Musikalität vor solcher Feldwebelstimme, und er lächelt furchtbar höhnisch: „Suche du mir doch einen Posten aus, ich weiß wirklich nicht, was ich werden soll, wenn ich nicht Architekt werden darf. Ich mache alles, was du anordnest, Papa. Laß mich doch Eisenbahnsupernumerar oder Bankmensch werden, mir ist wirklich alles egal!" Er weiß, wie sehr sein Vater das Wort „egal" haßt, und noch besser weiß er, wie teuflisch aufreizend er es auszusprechen vermag; jedem wackern Manne ein Peitschenhieb ins Gesicht, diese lächelnde, müde, lauwarme Schnuppigkeit. Es ist süß, den Vater zu quälen, noch süßer ist es, selber so schwer und wortlos zu leiden und sich zu opfern. Ein edler Märtyrerzug verschönt und

vertieft sein Primanergesicht. Wenn die andern von Berlin, München, Leipzig phantasieren, macht er nicht mit, er ist ein Proletarier, er kommt für Marianne nie in Frage.

Er wußte damals noch nicht, daß auch in Mariannens Hause eine tapfere Armut daheim war, daß Marianne jeden Nachmittag von Haus zu Haus eilte und sich die Schuhe dabei schief lief, — ja, das tat sie in ganz auffälliger Weise, die Herrliche, das war sozusagen das einzige nachweisbar Irdische an ihr —, und daß sie Privatstunden gab und sich alle Kleider, Wäsche, Schuhe selber bezahlte, ja sogar das Schulgeld! Und daß sie in ihrer Stiefmutter, der Schwester der eigenen Mutter, eine seelenarme, stets korrekte, niemals warme, immer beleidigte Jugendzerstörerin hatte, um deren Liebe sie nach vielen glühenden Versuchen nun niemals wieder betteln wollte, und daß sie in der Einsamkeit stolz wurde und entschlossen war, nie von jemandem abzuhängen, nie zu heiraten, sondern sich ihr ganzes Leben lang Kleider, Wäsche, Schuhe, Wohnung selber zu verdanken.

Ja, die beiden passen offensichtlich zueinander, sie brauchen einander nur zugeführt zu werden, dann müssen sie für immer verfallen sein. Und die Schüler alle, die selber glücklich lieben, und die Schülerinnen, die glücklich lieben, werden zu Kupplern und sagen, aus Marianne und Christof müsse ein Paar werden, unbedingt, sie seien für einander geboren, beide so ernst, so klug, so ganz anders. Man muß die beiden taprigen Leutchen verkuppeln, man fühlt sich ihnen gegenüber schon mindestens dreißigjährig. Man hat eine Tanzstunde, aber diese beiden Platoniker, Nietzscheaner und Melancholiker, sind bei so etwas Dummem natürlich nicht dabei. Sie haben kein Geld für Anzug, Ballkleid, Lackschuhe, seidene Tanzschleife und Blumensträuße. Aber zu Ostern wird ein Ausflug in ganz gewöhnlichen Wanderkleidern gemacht, und im wundervollen Frühgold österlicher Sonne treffen Marianne und Christof auf einem ganz bestimmten Quadratmeter oberschlesischer Erde endlich zusammen und sind fortan das Paar der Paare. Leidenschaftlichste Schülerlieben lösten sich, dies Paar bestand; Studentenverlobungen gingen entzwei, dies Paar bestand, sie hatten sich nie verlobt, aber sie blieben einander angelobt.

Wahrlich, es muß nicht die Gegend von Kolodischtschi sein, sondern dies Stückchen Wald, dieser Quadratmeter oberschlesischer Erde, diese Winzigkeit deutschen Waldes, wenn auch die russische Grenze nicht weiter als zwei Kilometer fort ist, dies Stückchen Wald der Erinnerung sendet jetzt gleichfalls reiche, reiche Ströme der Beglückung. Sogar die drei Steine unter jener Birke, die in ihrer weißen Haut ein so großes Wundmal hatte, diese Steine sogar sind wieder leibhaftig da. Die drei heiligen Steine bewogen Iphigenie, die in der Tat, wie sich an diesem Vormittag herausgestellt hatte, etwas von Nietzsche wußte, natürlich „Zarathustra", aber auch die „Geburt der Tragödie" und „Menschliches, Allzumenschliches" — diese drei Steine brachten es fertig, dies Mädchen einmal so backfischhaft wie alle andern zu machen. „Was, Sie erlauben sich, einen halben Kopf größer zu sein als ich?" lachte sie. „Passen Sie mal auf!" und



IV.

Silberschale von Wichulla b. Oppeln
Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer Breslau
Alexandrinisch



Sileu-Rhyton, jonisch V. 6. Jhrh. v. Chr.



Giraffenkopf-Rhyton VI. Unteritalisch

Archäolog. Museum der Universität Breslau



sie stieg auf die Steine, balancierte zierlich auf ihnen, maß sich mit ihm und war so groß wie er. Wie gerührt er war! Er hätte gewünscht, sie wäre durch die Steine um einen Kopf größer als er geworden, er wollte ihr jeden denkbaren Gefallen tun. Welch herrliche Augen sie hatte, ja! Und noch hat, noch hat, ganz gewiß! Wie bedeutungsvoll so ein Scherz von ihr erschien, wie hoffnungsweckend das war, daß sie überhaupt so leutselig mit ihm kindisch wurde!

„Ich weiß noch gar nicht, was ich werden soll, zum Studium reicht es nicht. Wir sind arm, wenn wir auch nicht gerade hungern." Er errötet, während er das sagt, aber er hält es für seine Pflicht, ihr sofort Klarheit über seine materiellen Verhältnisse zu geben, damit sie nicht etwa infolge eines verhängnisvollen Irrtums freundlich zu ihm sei, obwohl sie eigentlich von selber merken müßte, das Huttens nicht viel Geld haben, denn elegant sieht er nicht aus. Die Wanderkleider der andern am dritten Feiertage sind noch viel kostbarer als sein Osteranzug für fünfundfünfzig Mark.

„Wir sind auch arm!" lachte sie, „das paßt großartig." Er erzittert und glüht am ganzen Leibe, denn diese Worte darf er, wenn sie sie nicht, etwa unüberlegt oder gar aus Koketterie gesprochen hat, aber das traut er ihr nicht zu, — diese Worte darf er als Liebeserklärung auffassen. Das paßt? Was paßt? Wir passen? Zueinander passen wir? Für eine Ehe passen wir? Er denkt gleich an Ehe und Ewigkeit, er ist nicht oberflächlich, nein, er wird nie eine andere Frau lieben.

„Meinen Gaben nach", spricht er in edlem Stolz, „könnte ich vielerlei werden: Musiker, Schriftsteller, Maler, aber am liebsten Architekt. Ich ärgere mich jeden Tag über unsern Bahnhof. Denken Sie doch, es ist der erste größere Bahnhof, den man sieht, wenn man aus Rußland nach Deutschland kommt. In diesem Bahnhof müßte, denke ich, ganz Deutschland stecken, sein Idealismus und seine wissenschaftliche Kälte. Ich habe aus Pappdeckel einen Bahnhof gebaut, aber nicht einfach so zusammengekleistert, sondern ich hatte zuerst einen genauen Entwurf, alle Maße stehen im Plan, sogar die einzelnen Innenräume sind genau berechnet, die konnte ich im Pappdeckelmodell natürlich nicht anfertigen. Architektur ist nicht Mauerei, sondern höchste Mathematik und Pyhsik. Ich muß natürlich auch Erwägungen über das Material anstellen, und hierbei mag ich wohl Schnitzer genug machen. Ich müßte eben studieren!"

„Sie werden bestimmt ein großer Architekt werden!" ruft sie begeistert und verehrt demütig als Mädchen den Mann.

„Sie prophezeien es mir?"

„Ich fühle es!"

„Dann werde ich es werden!"

Und er wagt die feierliche Kühnheit und küßt ihr die Hand, behält dann die geküßte Hand in der seinen, und so gehen sie von dieser Birke noch bis zur siebenten Birke von hier. Das waren mindestens sechzehn Meter, also eine beträchtliche Strecke. Also kein gewöhnliches Händereichen mehr, sondern Schwur, Verlobung, Verkettung.

So sehr, so sehr geliebt, doch Monate vergehen bis zum ersten Kuß. Feierlich und solide sind sie. Undenkbar, die Heiligkeit des ersten Kusses schuljungenhaft zu verletzen, den Kuß zu wagen und zugleich Angst vor Entdeckung haben zu müssen, vor Stunde Arrest oder noch Schlimmerem. So stolz sind sie: da sie einmal noch Schüler sind, Trotteln und lächerlich verdorrten Trottelinnen untertan, und da sie nicht offen rebellieren können, sind sie zu stolz und vornehm, um diesen Menschen ein Schnippchen zu schlagen. Beide sind dünkelhaft, müssen es sein, weil die Sehnsucht lahmgelegt werden muß. Beide wachsen für einander zu erhabener Herrlichkeit empor. Heilig, heilig! Wahrlich, Marianne hat nur Antlitz, keinen Schoß für ihn; nur Seele, keinen Leib.

Er zeichnet Grundrisse, stellt Berechnungen an, rekonstruiert aus Pappdeckel den Dianatempel, dessen Grundriß in seinem Kunstgeschichtsbuch steht, und um einen Teich aus Stanniol baut er eine Pergola und tuscht Blumenbeete und Rasenflächen um den heiligen Teich herum. Es ist die Pergola, die ihn dann mit dreißig Jahren berühmt gemacht hat. Ihre Idee war damals aus der Not geboren: Arbeit, Arbeit, damit ich nicht Sünde denke. Wandelgang für Philosophen und Träumer und Liebende, die noch keusch sind.

Es gab einen kleinen Friedhof nahe der Stadt. Warum er noch offen gehalten wurde, wußte kein Mensch. Begräbnisse hielten nie vor dem windschiefen Tor . . . Auf diesem Friedhof saßen Christof und Marianne nachmittagelang.

Es gab einen Steinbruch im Süden der Stadt. Gearbeitet wurde hier nicht mehr. Seeklares Regenwasser staute sich in Sandsteinnischen. Wunderbare, reinigende Kühle hauchte aus diesen winzigen Seen, oben an den Rändern des Steinbruchs lief die samtne Borte des Rasens und ein breiter sandgreller Streifen Sonne. Hier war grottensanftes Licht. In diesem Steinbruch saßen Christof und Marianne nachmittagelang.

Es gab einen kohlerauchgeschwärzten alten Bretterzaun, wohl sechshundert Meter lang. Ein Weg führte an diesem Zaun entlang zur Korneliahütte. Rechts lagen die schwarzen Äcker, sogar das Grün des Kartoffelkrautes war noch schwarz. Am Himmel zogen schwere Schwaden, einige giftig gelb wie Eiter, Tod für Wald und Acker. Und links des Zaunes dröhnte die Eisenhütte. Feuriges Blut glühte durch die Spalten zwischen den schwarzen Brettern, Goldfunken perlten manchmal über den Zaun hinweg, ein grauenvolles Zischen schoß zuweilen hoch, das war wie der Schrei eines ganz großen, grausam geschlachteten Tieres. Manchmal war ein Rauschen hinter den Brettern, als breche Blut herein. Menschenstimmen hörte man nie, sie waren zwergenhaft gegen das Riesengebrülle. Wenn Dämmerung war, dann war dies die schönste Landschaft der Erde.

Dann verschmolz alles Stoffliche der Zaunbretter. Die Schlackenhalden jenseits der



Äcker begannen geheimnisvoll zu erglühen. Auf diesem wunderreichen Wege gingen Christof und Marianne.

„Ich kann mir denken, daß ich einfacher Arbeiter werde," sagte er, „nur um frei zu sein. Frei vom Vater. Ich will ihn nicht erst um Erlaubnis fragen, ob ich leben darf."

Er wußte sehr gut, was er meinte, als er das geheimnisschwere Wort „leben" aussprach, und auch sie verstand ihn sofort und schwieg in unendlicher Bangigkeit.

„Und wenn du frei wärest?"

„Würde ich dich fragen, ob du mich heiraten willst!"

„Ich würde wollen," sagte sie mit vergehendem Atem und ging krumm unter der Schwere und Süße dieser Stunde.

# St. Franziskus in Oberschlesien

## Eine Vision von Leo Koszella

### I.

Über Hütten und Felder, Gruben und Wiesen, Förderschächte, Hochöfen qualmen riesige Schornsteine, Bahngleislabyrinthe und Sportplätze, Dörfer, Städte und Siedlungen, über Mensch und Tier, Stein, Erz und Kohle senkte sich der traummüde Schleier der oberschlesischen Nächte. Der Nächte unserer rußgeschwärzten, im Donner der Maschinen, Riesenhämmer und Güterzüge erwachenden und in den Schlummer sinkenden Heimat.

Jener von allen anderen so grundverschiedenen Nächte. Grundverschieden von jenen, wo des Mondes lichte Scheibe lachend Zwiesprache hält mit des Menschen gelöster Seele, wo der Sterne goldsprühender Strahlenkranz tausend Pforten in nie erforschte Reiche öffnet, wo der Wälder stiller Atem und der Berge sanfter Schlummer des Menschen Tagesarbeit segnet und Gottes mildes Antlitz in ihrem Traum sich spiegelt, den nur der Nachtigallen Schlag, der Grillen Nachtgesang und eines Flusses rhythmisches Rauschen stört.

Keines Riesenofens dichte Schwaden schieben sich zwischen des Menschen schönheitsdurstiges Auge und des Himmels nächtliches Wunder. Kein monotones dumpfes Singen stählerner Hämmer und Walzen, kein Klirren von Ketten und eisernen Platten verletzt das Ohr. Und die Luft erzittert nicht; denn statt des Talmiglanzes der den mannigfachsten Schlünden entsprühenden Funken durchzuckt sie nur des Meteors von weiten, weiten Fernen und göttlichen Ewigkeiten poesievoll erzählender Schimmer oder der Glühwürmchen verliebter Reigen.

Nie blickte des Mondes Antlitz so verdrossen und zweifelnd auf des Menschen Tag-

werk, das sich hier zum scheinbar ewigen Kreislauf rundet, vom Dynamo beschwingt und von der Geldgierpeitsche aufgestachelt.
Dieses blasse, mitleidvolle Mondantlitz, diesen matten resignierten Sternenglanz und diesen ruhelosen Schlaf aller lebenden Kreatur kennt nur das mit Erz und Kohle gesegnete und zur Industrie verurteilte Land, kennt Oberschlesien.

II.

Oberschlesische Nacht!
Über gewundene schmale Feldpfade schleppen sich gebückte Gestalten, dunkel wie Geschöpfe dieser Nacht, schwarzen Häusern zu, kleine Holzklötze auf dem Rücken und Karbidbüchsen in den schwieligen Fäusten. Es lauscht ihr Ohr den unterirdischen Detonationen, dem prasselnden Zischen ferner Gluten und dem ununterbrochenen Achsen der in Weißglut gemarterten Erze. Es lauscht ihr Ohr wie dem Herzschlag dieser Erde, die ihr armseliges Leben trägt. Und ihr in tiefen Höhlen liegendes Auge blickt zu den Sternen, die ihnen keine Mysterien enthüllen können, weil sich ihr Antlitz hinter einem dichten Schleier feinster Staub- und Kohlenteilchen versteckt und ihr Glanz der strahlenden, lachenden Reinheit entbehrt.
Die Rolle der Wolken spielen dunkle Rauchschwaden, nur daß sie immer gewittrig aussehen, immer wie phantastische Dämonen, deren gefahrenbergender Drachenflügel auf Landschaft und Häusern drohend lastet, vom Aufflackern unsichtbarer Feuer geheimnisvoll beleuchtet und vom schrillen Pfeifen der Sirenen schaurig umwittert.
Mit von diesen Eindrücken geknebelten Sinnen schleppen sich die Arbeiter von der Schicht nach Haus und von Haus fort zur Schicht.
Zu den Tiefen der Gruben.
Zu den schier unerträglichen Gluten der Walzwerke.
Zu den giftigen Ausdünstungen der Zinkhütten.
Zu freudloser Arbeit.
Zur Maschine, um selbst Maschine zu sein.

III.

Doch, was geschieht?
Jenes tosende Hämmern und Surren formt sich zu Worten, zwei flammende Gluten werden zu Augen, die mild, traurig und doch so lebendig und überirdisch in das Dunkel dieser seltsamen Nacht hineinleuchten. Und unter jenem begnadeten Augenpaar schmale, blutleere, aber markante Lippen.
Lippen, die sich bewegen, Lippen, die sprechen!
Und rings um Augen und Lippen die scharfen Umrisse eines abgehärmten Kopfes, der die ganze Größe irdischen Leides, menschlichen Verstehens und heroischer Hilfsbereitschaft spiegelt.
Dann ein weißer Strick um die Lenden. Auf dem härenen Gewande proletarischer Askese.
Und links und rechts vom Wunder der Stigmatisierung gezeichnete Hände.



Hände, die mit dem Flammenzeichen ihrer Wundmale ebenso deutlich, klar und eindringlich sprechen, wie dort die Augen, wie jener Mund.
Die Natur hält ihren Atem an, alles Räderwerk bleibt einen Moment stehen und der schlafende Mensch erwacht.

IV.

Sankt Franziskus! Heiliger Franz von Assisi! Franziskus! — — —

V.

Sprich!
Gib uns durch deine Worte jenes Leben zurück, das uns die dort Stück für Stück rauben.
Sprich zu uns, der du freiwillig verzichtetest und freiwillig Entbehrung, Leiden und Bitterkeiten auf dich nahmst und uns zum Vorbild wurdest.
Sprich!
Heiliger Franziskus!

VI.

Einst sprach ich zu Fischen und Vögeln. Und sie kamen zu mir und lauschten meinen Worten. Verstanden ihren Sinn und trugen die Botschaft meiner Visionen in das Reich der Wasser und Lüfte. Sie waren meine treuesten Freunde.
Auch zu dir, du leblose Kreatur, zu euch, ihr Hütten und Gruben, zu euch ihr Schornsteinkolosse, Hochöfenleiber und Förderschachtskelette möchte ich reden und euch wie jener orpheische Sänger erweichen und zu Tränen rühren, auf daß ihr euch der Menschen erbarmt, denen ihr das Leben gleichzeitig ermöglicht und erschwert.
Ihr aber seid tot, habt weder Augen noch Ohren, und das Leben, das ihr in den Flammen eurer Gluten und dem Ächzen eurer Glieder scheinbar verrät, ist Illusion und Selbstbetrug.
Illusion und Selbstbetrug ist euer ganzes Sein. Ist der Gedanke, der euch gebar. Ist der Fortschritt, den ihr vortäuscht. Ist das Jahrhundert, dessen Wegbahner zu sein ihr behauptet.
Zu euch zu reden wäre zwecklos. Denn des Steins zusammengeschrumpftes Herz, das noch immer am früheren Leben irgendwie teilhat, kann ein Wunder erweichen. Ihr aber besitzt kein Herz.
Euer Leben ist Illusion und Selbstbetrug. Irrwahn der romantischen Söhne und Töchter dieser chaotischen Zeit.
Hirngespinst.
Nicht zu euch kann ich sprechen.

VII.

Aber zu euch, die ihr hier lebt, leben müßt, weil Gott es so wollte.
Öffnet euch, ihr Dächer! Tut euch auf, ihr Schollen und Flötze! Haltet an, ihr Räder, Treibriemen und Walzen!
Laßt den um euch besorgten, euch quälenden und von euch rachsüchtig gequälten Menschen einen Augenblick lang aufhorchen.

Laßt mich in seine milden Augen sehen.
Laßt meine Blicke über seine knochigen, abgearbeiteten Hände streichen.
Damit er Freude habe an seinem Schaffen. Damit er den Sinn seiner Erdenmission begreife. Damit Gott durch mich zu ihm rede und ihm jene Kraft wiedergebe, die er durch euch vorlor.

VIII.

Kommt! Blickt her! Hört zu, ihr meine Brüder und Schwestern!
Eure Körper scheinen euch nur Mittel und Werkzeug, nur Maschinen in der Gewalt derer zu sein, die euch bezahlen, die euch ausbeuten, und doch wieder immer neue Mittel und Wege ersinnen, um euch entbehren oder besser aussaugen zu können. Eure Körper sind elend, eurem Blut fehlte die Frische und eure Kinder umstrahlt nicht die helle Fröhlichkeit der Jugend.
Euch fehlt es meist am Nötigsten. Euer Leben ist mehr ein Vegetieren, eine Pilgerfahrt zwischen Kargheit und Entbehrung. Die Schönheit, die ihr ahnt, von der ihr hörtet, von der ihr last, blieb euren Lebenstagen fern.
Und doch habt ihr recht und unrecht zu gleicher Zeit.
Seht, weil ich der elendigste Wurm war, darum wählte mich Gott aus, um zu zeigen, was er in seinem Diener vermochte.
Tragt Gott in euch, wie ich es tat.
Und euer Leben wird reicher sein, wie das jener, die den armseligen Versuch machen, mit eurer Hilfe irdischen Glanz und irdische Schönheit zu erlangen.
Tragt Gott in euch, und ihr werdet zur Vollendung eures Seins gelangen.
Flucht nicht dem Reichtum, denn er ist ein Fluch derer, die ihn besitzen.
Tragt Gott in euch und findet den Weg zu euch selbst, dann wird euch die Armut freimachen und euch und euren Kindern Segen bringen.

IX.

Tragt Gott in euch, dann wird er auch euch den Weg finden lassen zu euren Brüdern, Schwestern, Nachbarn. Dann wird aufhören der Haß, den menschliche Kurzsichtigkeit, menschliche Begrenztheit, menschlicher Eigensinn zwischen euch säte.
Aufhören wird die Zwietracht, die zwischen euch herrscht. Denn wie ihr erkannt habt, daß leblose, euch marternde Erfindungen menschlichen Geistes in Wahrheit keine Feinde sein können, weil sie nicht ankämpfen können wider Gott, den ihr in euren Herzen tragt, so werdet ihr auch erkennen, wie wenig politische Grenzen, Rassenunterschiede und politische Meinungsverschiedenheiten bedeuten gegenüber der Größe der Schöpfung, der Erbarmung, Liebe und Allmacht Gottes.
Gottes, den ihr in euch tragt.
Tragt Gott in euch, und ihr werdet euch selbst erfüllen und den göttlichen Sinn der Menschheit: die wahre Nächstenliebe.
Wie Christus sie predigte, der keine Unterschiede kannte und wollte.



Ihr seid arm, wie eure Völker arm sind. Der Arme aber überwindet am ehesten das Leid, und bereitet am schnellsten den Weg zur Freude.
Seid in Wahrheit Brüder und Schwestern. Reicht euch die Hände. Helft einander. Gebt den andern, die es nicht wollen, ein Beispiel. Reißt sie mit fort, wie ich die Menschen mit Gottes Hilfe mitriß.
Liebet einander. Die Welt ist klein, die Schöpfung unermeßlich. Das Leben ist kurz und die Ewigkeit unendlich.
Macht euch einander dieses Leben leicht. Ihr werdet es können, wenn ihr Gott in euch tragt.

X.

Am Horizonte flammte das erste Morgenrot auf und zerriß den dichten Schleier der Nacht.
Alles war wie vordem.
Es qualmten die Riesenkamine, es donnerten die Räderwerke und es ächzten Mensch und Maschine.
Die ersten Blätter, die die Menschen mit Nachrichten versorgten, hatten nichts vom Geiste dessen, der diese Nacht gepredigt hatte.
Alles war wie vordem.
Wird es so bleiben?

# Ein Beitrag zur heimatkundlichen Orchideenflora

Am 12. Juli 1927 machte ich auf dem Schloßberg bei Wildgrund O.-S. einen seltenen Fund. Es war auf dem Heimweg nach Neustadt, als mich ein heftiger Regen veranlaßte, neben dem Wege in einem dichten Fichtenwalde vor den großen Tropfen Schutz zu suchen. Da fand ich ganz zufällig dicht an einem Fichtenstamme in einer Reihe von ungefähr 60 cm Länge 19 Exemplare einer mir fremden Orchidee. Ich nahm deshalb einen Stengel nach Hause und stellte fest, daß es Epipogon aphyllus Sw. war. Die Zahl der Exemplare ist um so auffälliger, als bei früheren Funden gerade die geringe Anzahl der Blütenstengel betont wird. An den meisten Stengeln hingen 3 bis 5 Blüten. Nur an einem zählte ich eine einzige. Von den 19 Exemplaren standen einige in höchster Blüte, andere waren im Begriff aufzublühen, und die letzten durchbrachen gerade den Erdboden. Ungefähr 1 cm unter der Erde fand ich die knolligen Wurzelstöcke. Die Pflanze stand in tiefem Schatten. Unmittelbar in der Nähe fand ich nur einige Pilze. Die ganze Orchidee mit den bleichen, blattlosen Stengeln und den zartrotgestreiften herabhängenden Blütchen erinnerte mich an die Schönheit ihrer tropischen Schwestern.
Epipogon aphyllus Sw. wurde zuletzt in Oberschlesien auf dem Annaberge gefunden und zwar vor 90 Jahren. Auch in Niederschlesien und dem tschechischen Gesenke wurde sie wiederholt gefunden. Besonders merkwürdig ist an dieser Orchidee, daß sie nicht jährlich blüht, sondern wahrscheinlich nur in besonders günstigen Jahren.

Margarete Torka, Neustadt O.-S.

Anmerk. der Schriftleitung: Wie uns Rektor Mücke mitteilt, treten am Annaberge von Orchideen nur noch Cephalanthera Xiphophyllum (das langblättrige Waldvöglein) und Platanthera bifolia (die Waldvanille) auf. Epipogon aphillus ist in den letzten Jahren hier nicht mehr gefunden worden.

# Vegetationskunde in Oberschlesien

## Bericht über den ersten oberschlesischen Lehrgang für Vegetationskunde in den Kreisen Rosenberg und Kreuzburg vom 5.—9. September 1927*

Schluß

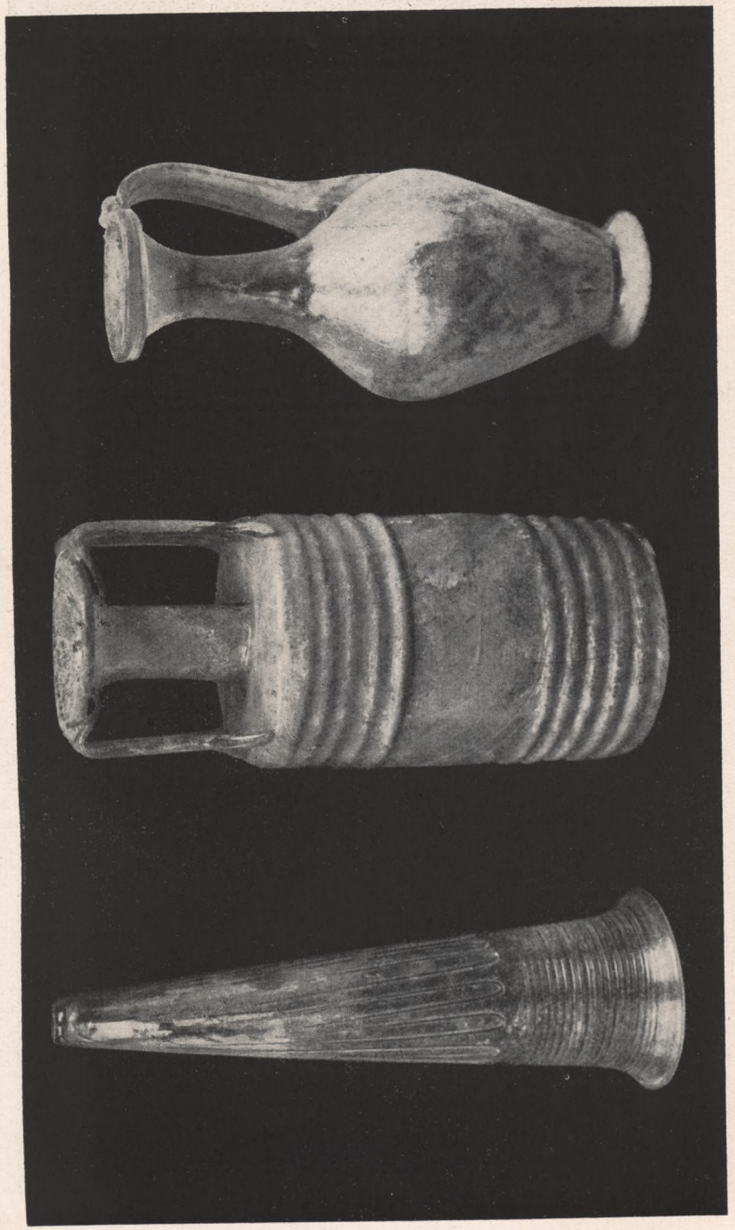
Von Carl Schubert, Gr. Ellguth, Kreis Cosel

Die Trockenwiesengesellschaft konnte nur kümmerlich demonstriert werden, ein Umstand, der wohl dem Kalkmangel des Gebietes zuzuschreiben ist. Auch die Einwanderung der Vertreter dieser Gesellschaft wurde kurz gestreift. Sie stammen aus dem südöstlichen Europa, insbesondere aus dem Steppengebiet am Schwarzen Meer (Pontus euxinus!). Nach der Eiszeit, unmittelbar nach dem Rückzug des nordischen Eises, haben wir eine Periode mit relativ niederschlagarmer, wärmerer Temperatur zu verzeichnen. Es folgte ein Zeitabschnitt, welcher allgemein als „Steppenzeit" bekannt ist. In dieser erfolgte die Einwanderung der pontischen Arten von Böhmen, Mähren und Niederösterreich aus längs der Urstrom- und Stromtäler. Riesige Wassermassen wälzten sich in ihnen zur Nordsee und mit ihren Süd- und Südwesthängen bildeten sie die Heerstraßen bei der Einwanderung der Steppengewächse. Sie waren reich an baumfreien Flächen, durch Erdrutsche boten sie zur Besiedelung geeignetes Neuland und ermöglichten dadurch ein etappenmäßiges Vordringen der südlichen Arten, bei welchem das Wasser als Verbreitungsmittel wohl nur eine untergeordnete Rolle hatte.

Hat man sich über die in einem Gebiet vorkommenden Pflanzengesellschaften einen Überblick verschafft, so stellt man jene zusammen, die in ihrer floristischen Zusammensetzung eine gewisse, auffallende Übereinstimmung zeigen. Eine solche konnten wir recht deutlich und geradezu augenfällig bei der Gesellschaft des Heidelbeer-Kiefernwaldes im Albrechtdorfer Jagen 194 und im Jagen 27 des Sausenberger Forstes feststellen. Bei dem Vergleich der beiden Aufnahmen ist zu ersehen, daß sie in ihrer Artenzusammensetzung fast identisch sind. Diese augenfällige Übereinstimmung zeigt sich auch bei dem Vergleich der in beiden Aufnahmen festgestellten Moose. Von den 18 aufgenommenen Arten in beiden Assoziationen wurden 15 gesellschaftsstete festgestellt, darunter 10 Arten, die in der Gesellschaft des Heidelbeer-Kiefernwaldes immer anzutreffen sind. Diese letzteren gesellschaftstreuen Arten, die wir in den gleichnamigen Assoziationen immer vorfinden, beweisen, daß hier wie dort ähnliche Bodenverhältnisse gegeben sind. Auf die Bedeutung der Gesellschaftstreue, die mit den verschiedenen Ansprüchen der Arten inbezug auf Bodenfeuchtigkeit usw. zusammenhängt als diagnostisches Merkmal für die Erfassung der Pflanzengesellschaften wurde ganz besonders hingewiesen. Die charakteristische Artenkombination ist nicht, wie manche anzunehmen geneigt sind, etwas Zufälliges und durch nichts anderes zu ermitteln als durch reiche Erfahrung. Diese gesetzmäßigen Zusammenhänge in der Kombination der Arten festzustellen soll des Heimatforschers nächstes Ziel sein. Einen guten Anfang in dieser Beziehung machte der Berichterstatter bereits in Oberschlesien mit seinen Untersuchungen über die Artenkombination und die Abhängigkeitsbeziehungen einer Miniaturgesellschaft, der auch im Verlauf des Lehrgangs beobachteten Kleinlingsgesellschaft, die ihren Namen nach dem typischen Hauptvertreter, dem Kleinling (Centunculus minimus), trägt.

Hierauf entrollte der Leiter des Lehrganges Herr Dr. Hueck ein ausführliches Bild von der Entwickelung der oberschlesischen Flora nach der Eiszeit. In der glazialen Periode waren große

* Vergl. dazu November-„Oberschlesier" 1927, S. 673 bis 677, Januar-„Oberschlesier" 1928, S. 44 bis 48 und Februar-„Oberschlesier" S. 96 bis 100.



VII. Römische Gläser
Fränkisches Spitzglas — Landesmuseum Nassauischer Altertümer Wiesbaden

VIII.
Gesichtskrüge Bartmannskrug (Raeren) Worms-Spätrömisch
Landesmuseum Nassauischer Altertümer Wiesbaden Steinkrug (Grenzhausen)



Gebiete Deutschlands von einer mächtigen Eisdecke überlagert, die mehrere hundert Meter stark war. Auch unsere oberschlesische Heimat teilte das gleiche Schicksal und lassen sich auch hier überall die Spuren der Vereisung nachweisen. Ein pflanzliches und tierisches Dasein war für die betroffenen Gebiete aus naheliegenden Gründen undenkbar. Die frühere wärmeliebende subtropische Flora und Fauna wanderten in südlichere und darum auch wärmere Gebiete aus und nur in den eisfreien Gebieten, insbesondere den südlichen Gebirgstälern blieben Relikte derselben bestehen. Nach dem Abschmelzen des Inlandeises rückten nun die südlicheren Typen langsam zögernd, mit dem allmählichen Rückzuge des Eises Schritt haltend, nach und es siedelte sich zunächst eine Flora an, deren Elemente wir heute noch am Grunde der Moore finden. In der Nähe des Eisrandes herrschte unmittelbar nach der letzten Vereisung eine tundraartige Vegetation, zusammengesetzt aus hochnordischen Florenelementen, wie: Dryas octopetala (achtblättrige Silberwurz), Betula nana (Zwergbirke), Salix polaris (Polarweide), Salix retusa (stumpfblättrige Weide), Salix reticulata (Netzweide), Salix arbuscula (Bäumchenweide), Salix herbacea (Zwergweide) u. a. m. Die Reste dieser Vegetation gelangten in Süßwassertonen in den durch die riesigen Wassermassen geschaffenen breiten Mulden zum Absatz und blieben durch Bedeckung mit Moorbildung am Grunde erhalten. In den unteren Torflagen sind die Reste dieser früheren Flora sehr gut erhalten und gestatten Rückschlüsse auf das Klima und damit auch auf den Verlauf der Eiszeit. Mit Recht hat man darum die Moore auch als die „Archive der Vegetationskunde" bezeichnet. Sie beweisen durch ihre Pflanzenreste, daß die Eiszeit durch mehrere — meistens werden zwei angenommen — wärmere Perioden, die sogenannten Interglazialzeiten, unterbrochen worden ist.

Nach der Tundra-Dryas-Zeit herrschte ein feuchtes, anfangs kühles, aber allmählich wärmeres und trockeneres Klima. Durch den klimatischen Umschwung der Eiszeit waren von unseren Bäumen die atlantischen Buchen und Tannen am weitesten zurückgedrängt worden, weniger weit die kontinentales Klima liebenden Eichen, Ulmen und Linden. Nur die nordischen Kiefern, Birken und Fichten konnten sich in den tiefsten Lagen behaupten. Mit dem Rückgange des Eises kamen letztere auch als erste Besiedler in Frage und von ihnen wiederum die Birke, was mit dem leichten Ferntransport der Samen (Ausbildung von Luftsäcken!) in Zusammenhang steht. Der Birke folgte unmittelbar die Kiefer auf dem Fuße, gleichfalls wegen des leicht transportierbaren Samens. Die Wandergeschwindigkeit hängt auch zusammen mit der Pollenentwickelung, sowie der verschiedenartigen Blühfähigkeit und Fruchterzeugung der Arten. Die Birke fruchtet schon im Alter von 12, die Kiefer mit 15 und die Eiche gar erst mit etwa 40 Jahren. Wir finden es darum leicht erklärlich, daß die Birke den nordwärts strebenden Wanderern am meisten vorausgeeilt ist. In der durch feuchtes, anfangs kühles und später allmählich wärmer werdendes Klima gekennzeichneten Periode — boreale Zeit — entstehen Birken- und Kiefernwälder, und es bildet sich der ältere Hochmoortorf. Die entstehenden Wälder sind anfänglich noch nicht geschlossen, es sind zwischen den einzelnen Baumgruppen noch große Lichtungen vorhanden und in diese rückt die schon kontinentale Haselnuß besiedelnd vor, welche den kontinentalen Bäumen, den Eichen, Ulmen und Linden des leichten Samentransportes wegen an Wandergeschwindigkeit bei weitem voraus ist. In dem offenen, lockeren Waldbestande bereitet sich das Haselgebüsch rasch aus und erlangt bald optimale Entwickelung. Von Süden dringt die Eiche ein, der später Ulme und Linde folgen. Rasch breiten sich diese drei Waldbäume aus und wachsen über das Haselgebüsch empor. Die Haselnuß kommt in den Schatten und übernimmt die Rolle des Unterholzes. Der Eichenmischwald, bestehend aus Eiche, Linde, Ulme, Tanne übernimmt die Vorherrschaft und

erlangt weite Ausdehnung. Während der Eichenperiode, die das deutsche Land etwa um das Jahr 5000 v. Chr. beherrschte, war das Klima warm und relativ trocken, was aus dem Stillstand des Wachstums der Hochmoore und der Bildung des Grenztorfes hervorgeht, welcher den älteren stark zersetzten und den jüngeren wenig zersetzten Torfmoostorf trennt. Die Bildung konnte nur in einem relativ niederschlagarmen Klima erfolgen.

Auf die Eichenperiode folgte eine Zeit mit feuchtwarmem Klima. Inzwischen ist auch die Buche, die bei der Eiszeit am weitesten zurückgedrängt worden war, den vorausgeeilten Wanderern nachgekommen und dringt in den Eichenmischwald ein. Ihr geringes Lichtbedürfnis im jugendlichen Alter kommt ihr sehr zustatten, und rasch faßt sie festen Fuß. Sie verändert in der Folgezeit das Waldbild gänzlich, ohne jedoch der Erle den Rang streitig zu machen und der Wald hat bald seine höchste Mannigfaltigkeit erreicht. Bei dem feuchtwarmen Klima wachsen die alten Hochmoore weiter empor, und es bildet sich der jüngere, wenig zersetzte Hochmoortorf, sowie neue Flach- und Hochmoore. Seit dieser Zeit, etwa 2—3000 Jahre v. Chr., besiedelt die Buche neben der Fichte, deren makroskopischen Reste wir bereits in den untersten Lagen der Moore vorfinden, weite Strecken, und diese Buchen-Erlenperiode dauert noch heute an. Wenn wir heute reine Buchenbestände vorfinden, so sind sie nur eine Schöpfung der modernen Waldkultur.

Die Zusammensetzung der ehemaligen Vegetation ermitteln wir dadurch, daß wir die in den verschiedenen Schichten der Moore erhaltenen Pflanzenreste, Stengel, Rhizome, Blatteile, Früchte usw. zu bestimmen versuchen. Die Proben aus den verschiedensten Schichten des Moores entnehmen wir durch hierzu besonders geschaffene Bohrer, die die Entnahme von Untersuchungsproben aus jeder Tiefe bis zum mineralischen Untergrunde zulassen. Auf die Behandlung der Proben und die Weise der Bestimmung der darin enthaltenen Torffossilien kann ich an dieser Stelle nicht näher eingehen. Erwähnen möchte ich nur, daß zur Bestimmung viel Vergleichsmaterial von rezenten Moor-, Sumpf- und Wasserpflanzen notwendig ist, um gewissenhafte Diagnosen zu tätigen und die Entwickelungsgeschichte des untersuchten Moores aufzuklären.

Wollen wir auch auf die Entwickelung der Vegetation in der Umgebung des Moores Rückschlüsse ziehen, so ist es notwendig, auch die Pollenflora in den Kreis unserer Untersuchungen zu ziehen. Pollen windblütiger Bäume legt oft ganz erhebliche Entfernungen zurück, wobei er in großen Mengen in die Moore fällt. In allen Schichten eines Moores finden wir darum Pollen in sehr großer Menge. Die Bestimmung dieser Pollen gibt uns ein gediegenes Bild von der Zusammensetzung der Wälder, die ehemals die zahlreichen Moore umgaben. Erst in den letzten Jahren ist die Pollenanalyse zu ganz besonderer Geltung gekommen, und es sind mit ihr schon herrliche Resultate erzielt worden. Auf die Methoden der pollenanalytischen Untersuchung näher einzugehen verbietet die Kürze des Raumes. Eine Arbeit über „Pollenanalytische Untersuchungen im Wiegschützer Moor", die bereits durch den Berichterstatter in Angriff genommen worden sind, wird diese Materie später behandeln. So sind die Moore ein hervorragendes Buch, das uns in großen Zügen ein ausführliches Bild von der geschichtlichen Entwickelung unserer lieben Heimat vor unseren Augen entrollt.

Reicher Beifall seitens der Kursusteilnehmer lohnte die höchst interessanten Ausführungen des wissenschaftlichen Leiters des Lehrganges. Herr Schulrat Dwucet erstattete den Dank der Versammelten und gedachte in herzlichen Dankesworten der mühevollen Arbeit und der hervorragenden Leitung der Veranstaltung durch Herrn Dr. Hueck, der es trefflich verstanden hatte, Verständnis für die Natur, sowie eine unversiegbare Quelle echter Natur- und Heimatliebe bei den Kursusteilnehmern aufzuschließen.



Berichterstatter gedachte der mühevollen Vorarbeit des geistigen Urhebers des Lehrganges, des Hauptlehrers Herrn Wilk, der ein wahres Wagnis glänzend in die Tat umsetzte, sowie für dessen freundliche Einladung zum Lehrgange, der er mit großer Freude gefolgt war. Besonderen Dank zollte er Herrn Schulrat Dwucet für die überaus liebenswürdige Urlauberwirkung bei der zuständigen Stelle, durch die erst die Beteiligung sichergestellt wurde. Er beglückwünschte denselben zu dem trefflichen Gelingen des Lehrganges, der ersten Veranstaltung dieser Art in Preußen, ein in allen Punkten wohlgelungenes, erfolgversprechendes Werk, das ihn mit besonderem Stolz erfüllen müsse. Ein geselliges, gemütliches Beisammensein der Lehrgangsteilnehmer, bei dem die humoristischen Vorträge des Lehrers Herrn Klimm, Kreuzburg, endlose Lachsalven auslösten, beschloß den Abend.

Der nächste Tag, der letzte des Lehrganges, führte die Teilnehmer in das Gebiet des Bodländer Staatsforstes. In der Nähe des Forsthauses Christinenhof wurden die Teilnehmer an einem künstlich geschaffenen Teiche in alle Stadien der Verlandung eingeführt. Das vorliegende Gewässer ist besonders nährstoffreich. Die üppige Entwickelung, sowie die große Artenzahl der Verlandungspioniere erbringen den besten Beweis für diese Annahme. Auf die einzelnen Verlandungszonen ist schon an anderer Stelle hingewiesen worden. Am jenseitigen Ufer ist die durch Mahd genützte Flachmoorwiese als Übergangsstadium des in seiner Verlandung weit fortgeschrittenen Gewässers gut zu schauen. Von selteneren Verlandern wurde hier in der Zone der Schwimmflora der insektenfangende Wasserschlauch (Utricularia vulgaris) festgestellt und seiner raffinierten Fangweise mit den blasenartigen Gebilden gedacht. Das verlandende Gewässer ist äußerst fischreich und wird häufig von Fischreihern, die im angrenzenden Forst nisten, aufgesucht. Bald hatten auch die Teilnehmer Gelegenheit, einen über dem Gelände kreisenden Fischreiher zu schauen, ein selten schönes Erlebnis, welches für viele Teilnehmer gewiß neu war.

Im Jagen 10 des genannten Revieres wurde ein schöner Heidelbeer-Kiefernwald in allen seinen Schichten aufgenommen und eine auffallende Übereinstimmung mit den früher getätigten Aufnahmen desselben Typs festgestellt. Dieser Kiefernwald, vom Myrtillus-Typ bedeckt in den großen Forsten, besonders rechtsseitig der Oder oft ausgedehnten Flächen. Gekennzeichnet ist er durch die oft völlig geschlossene Decke von Heidelbeeren. Wir finden ihn zumeist über Bleichsand. Er ist äußerst nährstoffarm, denn die feineren Teile nebst den Nährsalzen werden ihm durch Niederschläge geraubt und in die Tiefe geführt. Zu der Nährstoffarmut gesellt sich noch der Mangel an Sauerstoff im Boden, was auf die Entwickelung der Vegetation hemmend einwirkt. Auch die Wasserhaushaltsverhältnisse sind äußerst ungünstig. Die Tiefe des Grundwassers ist durch tiefes Bohren nicht zu ermitteln und dürfte in etwa 1—2 m Tiefe zu erwarten sein. Dagegen können wir uns hier gut über die Luftfeuchtigkeit orientieren. Sie beträgt in 1 m Höhe 71 %, am Boden über 90 %. Die Moosbedeckung, in der Hauptsache aus dem Schlafmoos (Hypnum Schreberi) bestehend, sorgt dafür, daß die Luftfeuchtigkeit hoch und stets konstant bleibt. Sie ist umso höher, je stärker die Moosdecke ist. Bei Regenfällen vermag sie riesige Wassermengen aufzuspeichern und festzuhalten. Je dicker und üppiger die Moosdecke wird, desto kleiner werden die Rasen der Pflanzen. Die Wirkung ist oft so, daß selbst die rasenbildenden Gräser nur mit vereinzelten Halmen über die Bodenschichte herausragen und ganz spärlich, meistens ohne zu blühen, ihr Dasein fristen und auf die Zeit besseren Lichteinfalls warten. Unter den etwa 25—27 m hohen Kiefern, denen einzelne Fichten beigemischt sind, werden hier etwa folgende Arten festgestellt: Heidelbeere (Vaccinium myrtillus), Preißelbeere (Vaccinium vitis idea), der Adlerfarn (Pteridium aquilinum), die beharrte Hainsimse (Luzula pilosa),

der Wachtelweizen (Melampyrum pratense), der sprossende Bärlapp (Lycopodium annotinum), das Zweiblatt (Majanthemum bifolium), sowie Reste eines selteneren Riedgras, welches der Herr Kursusleiter als französisches Riedgras (Carex ligerica) mit den terpentinduftenden Grundachsen ansprach. Sollte sich diese Annahme bei der Nachprüfung im nächsten Frühjahr bestätigen, so hätte man damit einen höchst interessanten Neufund für Oberschlesien gemacht, da Carex ligerica, die in der vorliegenden Gesellschaft typisch ist, bei uns noch nicht beobachtet worden ist.

Bei dem weiteren Verlauf der Exkursion konnte den Teilnehmern auf dem Wege gegen Sabinietz im Jagen 116 die Hochmoorbildung gezeigt werden. Es handelt sich hier um einen Hochmooranflug, ähnlich dem von Albrechtsdorf, welcher dort wie hier ein wichtiges Stadium der Hochmoorbildung, nämlich den Ledum (Sumpfporst)-Kiefernwald in typischer Ausbildung zeigt. Derselbe ist aus einem Eriophoretum (Wollgrasbestand) vom schmalblättrigen Wollgras (Eriophorum vaginatum) hervorgegangen und mit 6—10 m hohen Kiefern spärlich bestanden. In der Strauchschicht hat Ledum palustre die führende Rolle übernommen und bildet hier ausgedehnte Bestände. Die Staudenschicht setzt sich aus folgenden Arten zusammen: schmalblättriges Wollgras (Eriophorum vaginatum), die Gränke (Andromeda Polifolia), die Moosbeere (Vaccinium Oxycoccus), die Rausch- oder Trunkelbeere (Vaccinium uliginosum) u. a. m. Den Löwenanteil an der Bedeckung haben die Vaccinien und die Ericaceen. Der Boden ist mit einer dichten Torfmoosdecke von Sphagnum recurvum und Sph. medium überzogen. Die Luftfeuchtigkeit der Gesellschaft ist eine hochgradige. Auch die Wasserhaushaltsverhältnisse sind äußerst günstige. Das Grundwasser liegt etwa 20 cm unter der dichten Torfmoosdecke. Der Torf ist nahezu strukturlos, weist keine erkennbaren pflanzlichen Reste auf und hat einen hohen Zersetzungsgrad (4—5).

Auf dem Dünengebiet vor Sabinietz wurde den Teilnehmern der Heidekraut reiche Kiefernwald, der Callunatyp des Kiefernwaldes mit reicher Flechtenbildung gezeigt. Der Baumbestand ist meistens ein lichter, die Erwärmung des Bodens besonders in südgeneigter Lage eine äußerst starke. In der oberen Bodenschicht wurden 42° Bodentemperatur gemessen. Die Lufttemperatur dagegen betrug nur 25°. Die starke Bestrahlung, Erwärmung und Trockenheit sind Hemmnisse der Rohhumusbildung, und darum finden wir hier nur eine schwache Rohhumusschicht mit nacktem Sand dazwischen. Der sandige Boden ist dazu noch wenig wasserhaltend, das Regenwasser versickert schnell und verdunstet auch rasch. Das zu den anspruchslosesten Pflanzen unserer Flora gehörige Heidekraut (Calluna vulgaris) findet immerhin noch genug Feuchtigkeit, um vegetieren zu können und bindet den Sand allmählich so, daß er besser wasserhaltend wird. Von ausdauernden Arten sind hier nur wenige vorhanden. Locker über den Boden verstreut finden wir das graue Silbergras Weingärtneria canescens), Schafsrapunzel oder Jasione (Jasione montana), das steife Borstengras (Nardus stricta), den Schafsschwingel (Festuca ovina), den kleinen Sauerampfer (Rumex acetosella), das behaarte Habichtkraut (Hieracium pilosella), das Sand-Reitgras (Calamagrostis epigeios), den Bergsellerie (Peucedanum oreoselium) u. a. m. in gegenseitigem ständigen Konkurrenzkampfe und oft die zahlreich auftretenden Flechten, wie die Rentierflechte (Cladonia rangiferina), die Becherflechte (Cladonia pyxidata), die Astflechte (Evernia furfuracea), Cladonia verticillata, Cladonia elegans usw. in ihrem Bestande ablösend. Neben dem oberflächlichen Konkurrenzkampf haben wir es hier auch mit einer ausgeprägten Wurzelkonkurrenz zu tun.

Die vorhin genannten Arten sind durchweg bestrebt, dem Boden möglichst viel Feuchtigkeit zu entreißen und besitzen oft die raffiniertesten Einrichtungen, um sich auf dem nährstoffarmen Boden zu behaupten. Zahlreich sind auch die Schutzeinrichtungen zur Herabminderung der Verdunstung. So sehen wir das Silbergras in der Zeit der größten Hitze fast wie abgestorben. Die

BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA OPOLE



verdorrten Blätter und Blattscheiden legen sich wie ein Panzer um den Leib der Pflanze und schützen sie so vor Austrocknung. In den dürren, halb abgestorbenen Silbergraspolstern erhält sich das Leben trotz der starken Bestrahlung durch das Tagesgestirn und sobald feuchtere Zeiten kommen, dann vegetiert es lustig weiter.

Mit den Erörterungen über den Heidekraut-Kiefernwald auf dem Dünengelände vor Sabinietz fand der Lehrgang seinen Abschluß. Der Leiter der Arbeitsgemeinschaft des Kreises Rosenberg, Hauptlehrer Herr Wilk, betonte in seinen Schlußworten, daß das Hauptverdienst an dem Zustandekommen des Lehrganges der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Berlin gebühre und dankte dem wissenschaftlichen Leiter Herrn Dr. Hueck für seine hervorragende mühevolle Arbeit, die tausendfältige Frucht tragen werde zum Segen der Schule und der lieben Heimat. Er dankte ferner allen beteiligten Organisationen, die ihm bei der erfolgreichen Veranstaltung in uneigennütziger Weise ihre Unterstützung geboten und ihm helfend zur Seite standen, insbesondere den Herren Schulräten, dem Leiter der Provinzialstelle Herrn Professor Eisenreich, der trotz mancherlei Schwierigkeiten und Hemmnisse es sich doch nicht hatte nehmen lassen, wenigstens an einigen Tagen dem Lehrgange beizuwohnen, den Lehrervereinen und Kreislehrerräten von Rosenberg und Kreuzburg, Herrn Lehrer Klimm für die gediegene Kommersleitung am Vorabend, sowie auch dem Berichterstatter für seine helfende Mitwirkung. Sodann brachte er seine Freude über das große Interesse, das man dem Lehrgange entgegenbrachte, sowie über die starke Beteiligung und Geselligkeit zum Ausdruck und regte zu weiterer Heimatforschung an. Allgemeine Heiterkeit erregten seine Bemerkungen über die „Konstanz" der Teilnehmer, d. h. die Beständigkeit ihres Auftretens in der „wandernden Assoziation", die er mit der höchsten Konstanzstufe (5) bewertete. Den Höhepunkt seiner Schlußworte bedeutete der Hinweis auf den Abschluß des südeutschen Lehrganges. Vom Istein mit seinen Festungsruinen, der einstmals treue Wacht gegen den welschen Feind hielt, eröffnete sich den Blicken der Teilnehmer ein selten schönes Panorama. Zu ihren Füßen den zwischen rebenbedeckten, sonnendurchglühten Hängen dahinrauschenden sagenumwobenen Vater Rhein begrüßend, schweiften ihre Blicke durch die burgundische Pforte weit hinein in das Gebiet des welschen Ruhestörers am westlichen Strom und in heißer Liebe zur Heimat mit ihren unermeßlichen herrlichen Schätzen erklang damals das „Deutschlandlied" in seltener Begeisterung.

Redner wies darauf hin, daß wir hier zwar nicht an der „Burgundischen Pforte", aber an der Grenzpforte jenes feindlichen Ostnachbars stehen, der unsere oberschlesische Heimaterde zerrissen und nach den wertvollsten Stücken in schnöder, ungerechtfertigter Weise seine Hand ausgestreckt hat. Wie ein Treuegelöbnis erklang sodann das von ihm angestimmte Deutschlandlied auf der Höhe des Dünengeländes und begeistert quollen dessen Klänge aus den Herzen der von Liebe zur Heimat beseelten Teilnehmerschar. Der Leiter der Provinzialstelle Herr Professor Eisenreich dankte sodann allen beteiligten Organisationen, insbesondere Herrn Dr. Hueck und Herrn Hauptlehrer Wilk für ihre Mühe und brachte seine Freude über das gute Gelingen des Lehrganges zum Ausdruck. Nach kurzen Dankesworten des wissenschaftlichen Leiters trennte sich die Teilnehmerschar mit dem Vorsatze im Herzen, die reichen Erfahrungen und Anregungen des Lehrganges in die Tat umzusetzen, zum Wohle der Heimat und des Vaterlandes.

Nachbemerkung: Der Berichterstatter macht darauf aufmerksam, daß in der Zeit vom 11. bis incl. 14. 6. 1928 im Bezirk von Cosel O.-S. ein Lehrgang der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen stattfindet, veranstaltet durch die Provinzialstelle in Verbindung mit der naturkundlichen Arbeitsgemeinschaft des Kreises Cosel, sowie dem Kreislehrerrat und den Lehrervereinen des gleichnamigen Kreises.

# Vom Worte

Aus dem mit dem Eichendorffpreis 1927 ausgezeichneten Werk „Die Gleichnisse“
von Gertrud Aulich

Vor allem Anbeginne war das Wort.
Gott sprach das Wort: Es wuchs wie ein Gigant
Aus allem Nichts und war ein Fels ... und stand ...
Und gipfelte sich in Gebirgen aus,
Und wohnte in sich, wie in einem Haus
Und füllte dessen Leere bis zum Rand.

Auf seinem erznen Riesenfundament
Türmten sich Welten bis zur letzten Sphäre
Und neigten sich, von jenes Wortes Schwere
Belastet, willig unters Firmament.

Gott nahm das Wort wie einen Richtstab breit
In seine Hand und maß von End zu End
Das starre Weltgefüge wie ein Kleid
Und schied die Stücke scharf und tief und weit
Von Orienten bis zum Okzident.

Gott nahm das Wort und schwang es wie ein Licht
In immer runderen und schnellern Kreisen
Zu roten Flammen um sein Angesicht
Und warf die hellen goldnen Funken dicht
Auf aller Himmelswege dunkle Schneisen.
Du solltest ihn mit Strahl und Schein beweisen.

Und zu den nächsten aus dem Kreise sprach
Er wie ein Zwang aus stürzenden Gewalten:
„Ihr seid des Tages leuchtende Gestalten!
Beherrscht ihn, und er folgt euch dienend nach.“

Und zu den weitesten: „Erhellt die Nacht!
Und euer Glanz sei allen dunklen Dingen
Wie ein Gesetz, sich leuchtend zu vollbringen,
Solange ihr am Himmel steht und wacht!“

— Denn Gott vergaß in der beschwingten Frist,
Daß du sein Abgrund, und nur dunkel bist.

Gott nahm das Wort wie einen Schlüssel und
Erbrach das Tor der namenlosen Werke ....
Da barst das Chaos bis zum tiefsten Grund,
Da klüftete, gesprengt von deiner Stärke
Der Kontinent und riß sich splitternd los ...
Und schwamm in Inseln, schwarz und weltengroß
Auf strudelnden Gewässern. — Jeder Schlund



Spie sich empor und geiserte im Gischt,
Und brandete, ein brausender Titane,
Mit heißen Wellen in die Ozeane
Als Wirbel, der die Elemente mischt.

Und also festeten in alles Werden
Aus jenem Wort in herrlichem Verein:
Zum Baldach: Himmel, und zum Sockel: Erden
Und senkten sich in samtne Meere ein.

Das Wort allein hing geisternd überm Raum
Und pfeilerte vom Erd- zum Himmelssaum.

Und Gott rief dieses Wort mit einem Blick.
Da tat es sich im dunklen Schweigen kund
Und legte sich im Atemzug zurück
In seines Eigentümers hellen Mund.

Nur Gott und ich und das Geheimnis wissen,
Warum die steilen Länder, flachen Meere
So sehr an jenem Worte büßen müssen,
Und so gedrückt sind unter seiner Schwere.

Gott schuf das Ebene und Flache rund
Und zwang das Wort, den Bogen zu vollenden.
Gott bilderte das blaue Dunkel bunt
Mit Farbenpinseln und mit Künstlerhänden ....
Und schloß dich mittelnd zwischen seinen Bund.

Gott nahm das Wort in die gehöhlte Rechte
Wie Samen, und sein Griff war tief erfreut.
Und wie ein Sämann Frühlingssaaten streut,
Warf er dich tausendfach aus seiner Hand
In allen Alls gefurchtes Ackerland
Und senkte dich in die geheimsten Schächte.

Und sieh! In grünen Wellen lief ein Hauch
Und überwob die braune Oberfläche,
Aus schlankem Grase zitterte der Strauch,
Und Blütenbäume säumten Fluß und Bäche.

Der Wald stand hoch, in Dämmernis getaucht,
Und Millionen Blumen, Kräuter hielten
Ein Teilchen Kraft aus jenem Wort und fühlten
Sich süß von seinem Dufte überhaucht.

Sag, bliebst du nicht vor diesem Wunder stehen
Und staunte st, wie es klein und lieblich sei?
Du warst so nah, im Werke aufzugehen,
Und doch gingst du am hellen Spiel vorbei

Und wußteſt, daß es nicht dein Wille ſei,
Der dir befahl, es freundlich anzuſehen.

Und deshalb wanderte das Wort aus ihnen
Und überwucherte den kalten Stein.
Es ſprang in die gebundne Form hinein
Und meißelte in ſtarre Körper Mienen,
Entſiegelte im toten Auge Licht
Und gab den meiſten Dingen ein Geſicht,
So daß ſie nicht mehr wie ein Bild erſchienen
Und doch nicht Menſch, und noch nicht einmal Tier ...
Denn alle Macht war zwiſchen Gott und Dir.

Gott wollte aller Sinne Widerſinne
Und aller Seine tauſendfält'ge Art
In einem großen, herrlichen Gewinne
Vereinen, wie man einen Schatz verwahrt.
Du aber ſuchteſt alles Ungemäße
In Millionen wechſelnde Gefäße
Zu faſſen, daß dich jede Form beſäße
In einer kleinen ganzen Eigenart.

Nicht Spiegel warſt du im Begriff zu bauen,
Nicht Bildniſſe von dir oder von Gott,
Nicht Gleichniſſe aus Liebe und Vertrauen ....
Du bangteſt, Bild und Gleichnis würden Spott.

Du liebteſt Gottes ewige Gewalten,
So voll gefaßt in einem Element
Und fürchteteſt, er würde zwiegeſpalten
Und in Atome kläglich aufgetrennt,
Und würde an dem neuen Gleichnis alten
Und durch das Bild in jedem Zug entſtellt.

Doch wagteſt du ihn nicht zurückzuhalten,
Sofern ſein Arm bejahend niederfällt.

Und Gott beriet ſich tief mit ſeinen Willen,
Allein die waren wie ſein Mantel bunt
Und konnten ſich in keinem Rat erfüllen;
Denn jeder ſprach mit einem andern Mund.

Und Gott ging ſchwer im ſtummenden Gemach
Und hörte dich in ſeinem Barte rauſchen.
Er wurde leicht, begann dem Wort zu lauſchen ....
Und dann gab er dem Drang vom Worte nach.

So wuchs ein Wald von Jahren in die Zeit. —
Gott trug das Wort in ſeinen Kleiderfalten



IX.

Mönchsbecher, Silber, vergoldet. 1605 Kunſtgewerbemuſeum Breslau



X.

Schlesischer Nischenkrug — Anfang 17. Jahrhundert

Geh. Rat Fischer, Oberschreiberhau



Und war bereit, es wieder zu gestalten.
Und dann begann die große Fruchtbarkeit:

Denn Gott nahm von dem Wort den kleinsten Keim
Und suchte unter feuchten Fruchtspalieren
Mit seiner Kraft die ärmste Zelle heim
Und ließ in ihres tiefsten Kernes Schleim
Den Splitter aus dem Worte sich verlieren.
Und so schuf er das erste von den Tieren.

Und aus dem ersten schnitt er sonder Zahl
Die Myriaden des bewegten Lebens. —
O, deiner Stirn jahrtausendlange Qual
Bat seinen kühnen Schöpferarm vergebens —

Und Gott, von seinem bunten Spiel berauscht,
Ergötzte sich an dem lebend'gen Samen
Aus deinen Lenden. Und in sich vertauscht,
Rief er ein jedes Tier bei einem Namen.

Er dachte nicht, was er dir damit nahm ....
Und im Begriff, dich weiter zu vergeuden,
Gab er sich preis wie einen Bräutigam ...
Und gab dein Letztes preis zu neuen Freuden.

Und du, in einem Traum von Zorn, ließ't es geschehn
Und litt'st doch, unter seinem Wunsch zu stehn.

Wohl war dein Rat aus Gottes Hand lebendig,
Doch zog er keine Grenze um das Ziel ...
Er überhob sich, wurde gegenständig
Und wucherte aus seinem Schattenspiel
Und machte Gottes e r s t e n Vorsatz reifen:
Sich aus dem Ebenbilde zu begreifen.

Gott nahm das Wort wie einen Brocken Lehm
Und wie ein Häufchen warmer Gartenerde
Und formte es in zögernder Gebärde
Mit harten Fingern willig und bequem.

Er glaubte sich so stark in seinem Willen,
Daß er sich froh am Worte übermaß,
Das, seine hellsten Träume zu erfüllen,
Ein Bild von Stein, zu seinen Füßen saß.

Allein, er hatte in der höchsten Glut
Sich ganz an jenes dunkle Wort verraten ....
Und sieh, es blühte rot aus seinem Blut
Und überblaute ihn mit seinen Schatten.

Es fand als Meister über Gottes Taten:
Das starre Lehmgefüge sei nicht gut!

Und Gott, so hell und durstig wie Kristall,
Seit alle dunkle Kraft von ihm gegangen,
Schwörte bei seinem eignen tiefsten Fall
Menschwerdung für den Stein — und im Verlangen
Umfing sein Blick das große Wort im All.

Da riß sich dies mit einem lauten Schrei,
Den alle Dinge zitternd wiederschrien
Von jedem Sein, an das es ausgeliehen,
Zurück — und flog an seinem Tod vorbei....

Und einen Atem lang erstarb das Leben
Und wurde starr in jeder Kreatur
Und löste sich in einem wehen Beben
Aus jedem kleinsten Triebe der Natur.

Sie ahnte sich auf einmal wie entgeistert,
Seitdem der Geist des Worts aus ihr entwich,
Sie fühlte sich so frei und ungemeistert
In allem, was sie wie ein Feind beschlich.
Sie fürchtete: Es wird ein Neues kommen,
Erhöht aus jenem, das man ihr genommen.

Das dunkle Wort, vermillionenfacht,
Erbrauste in dem toten Erdgefüge
Wie ein Orkan... zerfetzte seine Nacht...
Und trieb den Tod aus jedem Glied als Lüge!

Mit weichem Atemhauch bestrich es dann
Die tiefgeschloss'nen schweren Augenlider
Und rührte das Gebilde rauschend an
Bei jedem Schlaf der unerlösten Glieder

Da sog der Stein des Wortes Wesen ein
Mit jeder Pore, die sich aufgeschlossen....
Das Dunkel floß, vom Quell des Worts vergossen
In seine Adern wie in Ströme ein....

Mit jedem lautern Rauschen schwoll das Beben...
Das Feuer schwoll in jedem Tropfen Blut
Und flammte zwischen Wort und Gott als Leben!
Als neues Leben! — Und Gott sagte: „Gut".



# Vom pädagogischen Gestern zum Heute

(Versuch einer Zusammenschau der letzten 75 Jahre)

Von Maximilian Langer-Neisse

## I.

Die geistigen Triebkräfte einer Zeit zu bestimmen ist schwer. Noch schwerer erscheint mir allerdings, diese miteinander ringenden Kräfte so gegeneinander abzustimmen, daß das in unserer Seele dann erzeugte Klanggebilde der Konsonanz — oder auch manchmal der Dissonanz — mit der Symphonie des Lebens in gerade jenem Kulturabschnitt gleichklingt. So erklärt es sich, daß über denselben durchforschten Zeitabschnitt, dieselbe verwickelte Seele so ganz und gar verschiedene, mitunter entgegengesetzte Meinungen hervortreten können — nicht müssen — weil im Kampfe der nach Gestaltung ringenden Kräfte — nach der jeweiligen Einstellung des Autors verschieden — bald diese bald jene Kraft zur seelischen Dominante erklärt wird.

Alle Unternehmungen solcher Art, die Einzelseele sowie die Seele einer Zeit wieder sprühend lebendig werden zu lassen, tragen als immanente Gefahr den Charakter des Fragmentarischen in sich. Wenn irgendwo so gilt gerade hier das Wort:

„Eines Mannes Rede ist keine Mannes Rede, man muß sie hören alle beede."

Ja, vielleicht darf man sich mit diesen zwei Meinungen auch noch nicht einmal begnügen.

Es sollen nun die folgenden Zeilen darum e i n e n — nicht d e n — Einblick in das Werden der Erziehungswissenschaft der letzten hundert Jahre geben. Ich bin mir dabei vollkommen bewußt, daß die Ausführungen ein Fragment im obigen Sinne sind. Gerade das Fragmentarische aber soll jenes schöpferische Moment sein, für manchen Leser als Denkreiz wirken, damit sich immer breiter die Einzeltatsachen nebeneinander ausbreiten, um dabei immer eindringlicher, zwingender mit ihrer Fülle für die Allgemeingültigkeit jener wenigen geistigen Prinzipien sprechen, die herausgestellt werden. So würde sich das Bild unserer jüngsten pädagogischen Vergangenheit in Form und Farbe — Leitideen und Einzeltatsachen — zu jenem psychologischen Zeitgemälde herauskristallisierend steigern, das uns dann das g e g e n w ä r t i g e Zeitgemälde — das bisher von uns nur als im Entwurf bestehend erkannt werden kann, da wir selbst in Form und Farbe Modell dazu stehen müssen — in seiner Schönheit und Totalität ahnen läßt. So mein Ziel.

## II.

Im folgenden will ich den methodischen Weg skizzieren, den wir zusammen wandern wollen.

Es handelt sich dabei um zweierlei:

Einmal um ein mir für die Erziehungswissenschaft fruchtbringend schöpferisch erscheinendes Forschungsprinzip: das der bedingten (funktional — strukturellen) Abhängigkeit der pädagogischen Grundanschauung und -einstellung sowie ihrer Erziehungsur- und leitbilder (Ideale) von der jeweils im gleichen Zeitabschnitt lebenden und wirkenden Geisteswissenschaft (Philosophie).

Zu diesen Gedanken schrieb ich an anderer Stelle wörtlich:[1]

„Wer die Geschichte des deutschen Geisteslebens in ihrer Entwicklung kennt, wird deutlich vernehmen können, daß zwischen der jeweiligen Geisteswissenschaft (Philosophie) und den Meinungen über die Erziehung eine innige wechselseitige Bedingtheit besteht. Daß hier wie überall Männer ihrer Zeit vorausgeeilt sind, die zu Lebzeiten verkannt und nach ihrem Tode angebetet wurden, bestätigt nur zu gut die in großen Zügen gleichmäßige — doch nicht immer gleichzeitige — Ent-

[1] „Volksschule", Verlag Beltz, Langensalza, Heft 24 vom 15. März 1926.

wicklung von Einzelseele und Volksseele. Ist letztere einigermaßen reif für die Urbilder der großen Vorgänger, dann wird deren Meinung die Volksmeinung, deren Erziehungsansicht die Ansicht des Tages.

Die gegenseitige Bedingtheit wird noch offensichtlicher, wenn man erwägt, daß das, was die jeweilige Geistesgeschichte als höchste Güter ansieht, zum Erziehungsurbild (Ideal) wird, somit erstrebenswert ist als Ziel der Schule.

So kann man mit Recht sagen, daß die Geistesgeschichte wesentlich eine Geschichte der Erziehungsleitbilder ist und umgekehrt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch solche Betrachtung die Geschichte der Erziehungswissenschaft tiefe Bedeutung erhält und dabei zum künftig gewiß begehrteren Beschäftigungsgegenstand werden wird."

Zum anderen handelt es sich aber um jene zeitlosen (objektiven) geistigen Gesetzmäßigkeiten, die bisher im Wirrwar von Zahlen, Namen, Richtungen und Einzeltatsachen bei der Betrachtung der Erziehungswissenschaft untergegangen sind. Da nenne ich zunächst einmal den Grundsatz der stetigen, selbstschöpferischen Vergeistigung, den jedes Urbild zu durchlaufen hat. Auch dazu schrieb ich schon damals:[2]

„So z. B. verstand man unter „Sozialismus" zuerst eine wirtschaftliche Nutznießung an den Produktionsmitteln, heute meint man damit ein geistiges, werthaftes Verbundensein von Seelen. — Die „Arbeitsschule" war ehemals nur eine Schule mit Handbetätigung, heute ist sie eine Schule freier geistiger Tätigkeit, in der sogar nicht immer Handbetätigung betrieben werden muß."

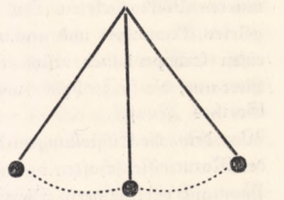
Es soll hier doch noch ein neuer Beweis hinzugefügt werden. Die Naturwissenschaften hatten um die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem Einfluß von Charles Darwin (1809—1882) und Ernst Haeckel (1832—1919) den Entwicklungsgedanken in die Wissenschaft geworfen. Man wandte diesen neuen Gedanken gemäß der rein naturwissenschaftlichen Einstellung seiner Verkünder zunächst nur auf die vorgeburtlich-körperliche (physiologisch-embryonale) Entwicklung des Menschen an. Haeckel brachte ihn in die Worte: Die Keimesgeschichte (Ontogenie) ist eine kurze Wiederholung (Rekapitulation) der Stammesgeschichte (Phylogenie) — das so viel befehdete biogenetische Grundsatz. Ich selbst wußte, als ich mich mit jenen naturwissenschaftlichen Dingen beschäftigte, noch nichts von der oben angegebenen Gesetzmäßigkeit der allmählich sich von selbst vollziehenden Vergeistigung. Ich schrieb damals in einer Abhandlung: „Es wird die Zeit kommen, und es erscheint mir als eine Tat, wenn das biogenetische Grundgesetz in die Psychologie übertragen werden wird." Diese Tat war schon getan. Karl Groß hatte in seinem Buche „Die Spiele des Menschen" 1899 bereits den Versuch einer Vergleichung des Kinderspieles mit der Beschäftigung der dem gleichen Volksstamme angehörigen Ahnen getan. Dieser Standpunkt wurde auf anderen Gebieten, von anderen Forschern, die dazu aus anderer Richtung hinzustießen, angewandt. So war er zum schöpferischen Arbeitsversuche geworden. Und die heute allgemein anerkannte Tatsache, daß das Kind auch psychisch kein kleiner Erwachsener ist, vielmehr Kindheit und Pubertät ihren Eigen-Sinn haben, ist die letzte Konsequenz daraus. Die Vergeistigung war geschehen, selbsttätig und unmerklich zugleich, aber immer noch stand damals die psychische Entwickelung des Menschen sowie der Volksseele sporadisch da. Nun kommen zwei Männer, Leo Frobenius und Oswald Spengler, die lückenlos jene große Linie psychischer Entwicklung der Individual- sowie der Kollektivseele und ihre gegenseitige Bedingtheit in ihren

[2] a. a. O.



Werken darstellen, jener in seinem Buche „Paideuma", dieser in seinem „Untergang des Abendlandes". Das biogenetische Grundgesetz war zu einem Prinzip geistiger Entwicklung geworden.

Ein zweites Prinzip ist von Hegel in die Worte gekleidet worden: Jede geistige Bewegung vollzieht sich von der Thesis zur Antithesis und zurück zur Synthesis. Ich brauche nur an das nebenstehende Bild der Pendelschwingungen zu erinnern, um klar zu machen, was damit gemeint ist. Falsch in diesem Bilde ist, daß die Synthesis in Wahrheit nicht in gleicher Ebene mit den beiden anderen liegt, sondern eine bereits höhere Einheit darstellt.




Das wird noch klarer, wenn man das dritte geistige Prinzip erwägt, welches zuerst von Lamprecht (1856—1915) erkannt worden ist und besagt, daß auf Zeiten größter Dissoziation, Spaltung der Wissenschaften und Aufschichtung von Einzeltatsachen Zeiten stärkster Synthese als Zusammenfassung des den Einzeltatsachen gemeinsamen Kernsinns folgen. Auch das weist auf Spenglers „Untergang des Abendlandes" hin, das von diesem Standpunkte aus gesehen selbst eine synthetische Zusammenschau ist. Das Gesetz ist in der Denkweise (Dialektik) Kants (1724 bis 1804) gesprochen so, daß die Kategorie der größeren Quantität (Dissoziation, Spaltung, Teilung) von der der größeren Qualität (Synthese, Vereinigung im höheren Sinne) abgelöst wird, mit Schiller zu sprechen: Breite und Tiefe.

Zusammenfassend stelle ich also dar: Die Abhängigkeit der Pädagogik von der Philosophie ihrer Zeit, weswegen erstere immer erst nach Betrachtung der zweiten und der in derselben Zeit üblichen Kunst, Literatur, Naturwissenschaft dargestellt wird; weiter sind die Prinzipien der allmählichen selbsttätigen Vergeistigung, der polaren Spannkraft der Gedanken und der Dissoziation und Synthese anzuwenden. Es sei aber schon hier bemerkt, daß die Richtigkeit obiger Gesetze nicht am Erfolg meines Versuches gemessen werden darf.

## III.

Die Geisteswissenschaft hatte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgehört, eine solche zu sein. Sie war in Wirklichkeit eine materialistisch gerichtete Naturwissenschaft. Es bildete sich eine Aufteilung der Wissenschaft heraus, die uns unvergleichliche Erfolge brachte, wenn man die Menge der Einzeltatsachen erwägt. Der Forscher strebte mit einer Kraft und Zähigkeit danach, in die denkbar nahesten Beziehungen zum Einzelnen, Kleinen, Nur-Wirklichen (Positiven) und Endlichen (Retativen) zu kommen, daß der Tatsachensinn in der Seele alles Gefühlsmäßige erst lächerlich machte und dann totschlug, zugleich aber mit seiner Weitung ein nüchtern-kaltes Kraftbewußtsein schuf, das eine Wurzel jenes dünkelhaften abendländischen Nationalismus aller Staaten ohne Ausnahme war. Die Tatsachen galten als das Höchste und Erstrebenswerteste, der alleingültige Kompaß in jene unbekannten Länder der Tatsachen war der Verstand (ratio). In dem Maße, in dem man daran ging, sich über die Tatsachen Gedanken zu machen, indem man sie als Bilder oder Träger (Symbole) von Idealen auffaßte, in demselben Maße wurde man lächerlich gemacht. Friedrich Albert Lange (1828—1875) schreibt in seiner „Geschichte des Materialismus" den Satz: „Die Welt besteht aus den Atomen und dem leeren Raum." Darwins mechanistische „Entstehung der Arten" und Haeckels materialistisch-naive Erklärung der Welt in seinen „Welträtseln" wurden als die höchsten Gedanken erachtet. Gerade das letztgenannte Buch ist auf eine Anmaßung gestimmt, zeigt eine feindselige Haltung gegen jegliche geisteswissen-

schaftliche Richtung, gegen Religion und Kirche als die Hüter auch von Gefühlswerten, daß man verstehen kann, wenn Friedrich Paulsen (1846—1908) sagt, er habe jene „Welträtsel" mit brennender Scham über den Stand der allgemeinen und der geisteswissenschaftlichen Bildung unseres Volkes gelesen. Daß ein solches Buch möglich sei, daß es geschrieben, gedruckt, gekauft, gelesen, bewundert und geglaubt werden konnte bei einem Volke, daß einen Kant, einen Goethe, einen Schopenhauer besitzt, sei schmerzlich. Aber freilich, jedes Volk und jede Zeit haben die Literatur, die sie zu haben verdienen. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst", so raunt es aus Goethes „Faust".

War denn die Einstellung in der Malerei eine andere? Die Erfindungen, Entdeckungen, Triumphe der Naturwissenschaften in rein verstandesgemäßer Einstellung ließen den Quell der künstlerischen Phantasie verkümmern. Die Siege des scharf arbeitenden Verstandes hatten ja den Wissenshochmut zu einer Reinheit und Höhe gezüchtet, daß man auf all das, was Gefühl hieß, verächtlich herabsah. Der Künstler mußte zur Maschine, zum maltechnischen Apparat werden, dessen ganze Kunst darin bestand, mit bestmöglichster Fertigkeit den scharf im verstandesmäßigen Sehwinkel erfaßten Naturgegenstand zu wiederholen. Der Eindruck (L' impression) sollte so kalt, ohne innere Anteilnahme, wiedergegeben werden, wie der photographische Apparat es tut. Und man könnte fast annehmen, daß er bei solch künstlerischer Einstellung hätte erfunden werden müssen, wenn es nicht vorher schon geschehen wäre, so ähnlich waren seine physikalisch-chemische Arbeit und der künstlerische Schaffensakt. Der Mechanismus jenes Apparates aber wurde nachgerade Symbol und Beispiel der neuen Künstlereinstellung. So erklärt es sich, daß Hermann Bahr in seinem Werke „Expressionismus" schreibt: „Der Impressionismus ist ja nur das letzte Wort der klassischen Kunst, er vollendet und erfüllt sie ganz, indem er das äußere Sehen auf das höchste zu steigern, das innere Sehen soviel als möglich auszuschalten, das „Eigenleben" die Selbsttätigkeit, den Willen des Auges immer mehr abzuschwächen sucht und so den Menschen zum völligen Passivum seiner Sinne macht". Die Natur sollte getreulich kopiert, wiedererzeugt werden, irgendwelche atmosphärische Erscheinungen mit dem gefühllos sein sollenden Künstlerauge wie mit einem Augenblicksapparat aufgenommen. So verwundert es nicht, daß nur der Erscheinung an sich wegen Monet ungefähr zwölf mal denselben Heuhaufen zu den verschiedensten Tageszeiten malt, siebzehn mal dieselbe Fassade der Kathedrale von Rouen, neunundzwanzig mal die gleiche Ansicht von Venedig, nicht etwa — wie man fälschlich annehmen könnte — weil er sie in verschiedenen Seelenlagen erlebte, vielmehr nur, um getreulich die Farbtöne wiederzugeben — das war der Urgrund seiner Tätigkeit. Die beseelte Form und der malerische Raum, die Errungenschaften der deutschen Malerei der vorangegangenen Jahrzehnte, wurden natürlich auch in Deutschland der großen Mode des Impressionismus geopfert. Das Kind in seiner Phantasie und der Erwachsene in seinen Träumen — auch wenn diese der Wirklichkeit noch so nahe kommen — sind ja nach unserer heutigen Meinung größere Künstler, als jenes Malergeschlecht es war.

Und war die Literatur von anderen Prinzipien gesättigt? Mit welcher Breite und Kleinlichkeit wurden jede Begebenheit und jeder Raum beschrieben? Und wie oberflächlich blieben jene Milieuschilderungen. Allen wärmenden edlen Gefühls ward der Mensch entkleidet. Als nacktes, reales, materialistisch aufgefaßtes Geschlechtswesen mit seinem überkultivierten Verstande und den an ihm haftenden kalten Gefühlen des Hochmuts und der niedersten Sinnlichkeit — in Sudermanns „Sodoms Ende" heißt es so bezeichnend von einer Frau „.... mit den Allüren der Leidenschaft, aber kalt, kalt wie ein Hundeschnäuzchen" und von Mädchen, die immer nur sagen „was sich nicht schickt, weil's originell ist" — stand er da, sei es in Zolas „Nama", Wedekinds „Erdgeist" und „Büchse der Pandora", Schönherrs „Weibsteufel" oder Schnitzlers „Reigen". Und das



Grundgesetz derzeitiger Literatur, wie es Arno Holz ausdrückt: „Die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein. Sie wird es nach Maßgabe ihrer jeweiligen Reproduktionsbedingungen und deren Handhabung", war es nicht im letzten Grunde dasselbe wie in der Malerei, hieß doch die Richtung bezeichnenderweise „Naturalismus". Das Streben des Malers und des Dichters war also aus denselben Grundmotiven geflossen, wenngleich gesagt werden muß, daß im Mittel des Dichters, im Wort an sich, trotz allen naturalistischen Bemühens mehr irrationale Werte schon mitschwangen als im Mittel des Malers, in der Farbe an sich. Aus dieser Tatsache der unterschiedlichen irrationalen Sättigung der Mittel der Künstler erklärt es sich auch, daß das, was wir heute als polar zu jener Zeit stehenden Expressionismus bezeichnen, zuerst in der Literatur, dann erst in der Malerei durchbrach. Doch davon später.

Gehen wir noch einen Schritt weiter zur Tochter der Naturwissenschaft, zur Technik. Sie mußte ja in üblicher rein verstandesgemäßer Einstellung den Menschen durch die Maschine ersetzen: einmal der Schnelligkeit wegen — Zeit wird im Sausen der rechnenden Verstandesraserei Geld — zum andern der schematischen Gleichheit der Erzeugnisse wegen. Jede Maschine mußte dem perpetuum mobile — der Idealmaschine — so weit als irgend angenähert werden. Das will heißen: die kraftverzehrenden Reibungsmöglichkeiten mußten auf ein Mindestmaß herabgedrückt werden, um dadurch die ersparte, freigewordene Kraft der Steigerung der Arbeit zum Höchstmaß zuzuführen. Der Lauf der Maschine mußte in der kürzesten Zeitspanne, in der der Arbeiter sie mit Rohmaterial versehen konnte, das Fertigfabrikat herauspressen, d. h. die Tagesproduktion mußte auf das Höchstmaß getrieben werden. Von einer Rücksicht auf den Arbeitsrhythmus verlautete kein Wort, da nach jener Menschenmeinung der Arbeiter eine noch schlechtere Maschine sei — die Fehlerzeugnisse der Handwerkenden sprachen für seine Ansicht — als die seinem Hirn entsprungene. Daß eine solche Arbeit unter dem Zwange der Maschine den bedienenden Menschen zum Diener, Sklaven jenes Mechanismus machen mußte, ergibt sich von selbst. Und hier beginnt ein seelisches Problem unseres Maschinenzeitalters.

Habe ich bisher versucht, in den charakteristischen Wissenschaften jener Zeit den großen Grundsatz der verstandesgemäßen Erfassung der Welt und der Unterdrückung jeglicher sonstiger Anteilnahme an ihr als wirkend herauszustellen, so will ich jetzt versuchen, die Pädagogik jener Zeit als bedingt abhängig von diesem wirkenden Grundsatz darzustellen.

War nicht, ohne daß wir es ahnten, in der Erziehung und im Unterricht jene Maschine doch unser Vorbild geworden? War nicht gar das Kind jene Maschine, der Bildungsstoff das Antriebsmaterial und der Erfolg der verstandesgemäßen Erkenntnis einer Stunde das Fertigfabrikat? War nicht vielleicht der Sinn der Einteilung der Unterrichtsstunde in 1. Vorbereitung mit Ziel, 2. Darbietung, 3. Verknüpfung mit Vertiefung und 4. Anwendung der, alles Hemmende durch Punkt 1 soweit auf ein Mindestmaß herabzudrücken (vergl. Reibungsmöglichkeiten bei der Maschine), daß ein Höchstmaß von Gelerntem, von Kenntnissen im Verstande (vergl. Höchstmaß von Arbeit bei der Maschine) durch die Punkte 2 und 3 erreicht wurde? Und der 4. Punkt, die Anwendung? Zu ihr kam man meist erst nicht, weil das Tatsachenwissen an sich viel wichtiger war und man darum die ganze Zeit zu seiner Festigung und Sicherung brauchte, oder aber sie wurde nur mit wenigen Worten im kalten Verstande verhakt und niemals mit warmen Impulsen verkettet, die sie einmal hätten auslösen können. Nur in einem Falle dienten die kalten Erkenntnisse in der kalten Seele der so Erzogenen: wie nütze ich meine großartigen Kenntnisse, mir Vorteile, den anderen Menschen Nachteile zu verschaffen. Darum nimmt es durchaus nicht Wunder, wenn Strindberg in seinem Werke „Die Entwickelung einer Seele" über jene Zeit schreibt:

„Überall sieht man jede Klasse interessiert, Böses über die anderen zu bringen, da das private Interesse im Gegensatz zum allgemeinen steht.

Der Jurist ist daran interessiert, daß sich in allen vermögenden Familien die Zwietracht ausbreite und gute Prozesse verursacht. Der Arzt kann seinen Mitbürgern nichts anderes wünschen, als gute Fieber und schöne Katarrhe.

Der Soldat wünscht einen schönen Krieg, der die Hälfte der Kameraden tötet; dann hat er eine gute Beförderung.

Der Getreidekäufer will eine gute Hungersnot haben, die den Brotpreis um das Zehnfache erhöht.

Der Weinhändler wünscht einen guten Hagel, der die Weinernte ruiniert.

Baumeister, Maurer und Zimmermann wünschen eine gute Feuersbrunst, die einige hundert Häuser aufbrennt.

Die menschliche Gesellschaft bringt die Menschen notwendig dazu, einander zu hassen, im Verhältnis zu ihren sich kreuzenden Interessen; einander offen Dienste zu leisten, aber geheim Schaden zuzufügen."

Und dazu sagt aus derselben Einstellung heraus der russische Dichter Gribojedow in seinem Werke „Verstand schafft Leiden" folgendes: „Hat einer heutzutag Verstand (nur Verstand! d. Verf.), so kann er garnicht ehrlich bleiben." Blicken wir auf die Erziehungswissenschaft und ihre dargestellten Erfolge zurück, so wird uns offenbar, daß der Lehrer Mittler bei der nur verstandesgemäßen Erfassung der nur verstandesmäßig geltenden Welt war. Die Seelenlage und -verfassung des Kindes aber war durchaus in der Unterdrückung jeden Seelenklanges persönlicher Art der des oben geschildeten Dichters und Malers gleich. Man könnte darum tatsächlich von jener Pädagogik als einer naturalistischen oder impressionistischen sprechen. Darüber darf auch nicht im geringsten die als Notbehelf herbeigeholte „Charakterstärke der Sittlichkeit" eines solchen Seelenmechanisten wie Herbart (1776—1841) täuschen, jenes Mannes, von dem die ganze pädagogisch-methodische Bewegung jener Zeit ausging.

Die Tatsache, daß man auf die Anwendung keinen großen Wert legte, ja sie oft nicht einmal wollte, eröffnet uns, zu den andern schon abgehandelten Gebieten rückschauend, noch einen interessanten Einblick. Jener Zeit durfte — aus den vorangegangenen Ausführungen ist das deutlich geworden — kein großer Impuls persönlicher Art, keine schöpferische Aktivität, über die Natur hinauszudringen, kein schöpferischer Wille innewohnen. Dem einfachen Menschen gefielen eben jene seichten Gedanken, z. B. in den „Welträtseln" — noch dazu im zynischen Gewande, die er nach des Tages Arbeit beschaulich, genießend, philosophierend schlürfen konnte. Der Mensch, der Malerei und Literatur auf sich wirken ließ, durfte es ebenso nur genießend, passiv tun, wie der Künstler passiv nachschuf, kopierte im oben näher umrissenen Sinne.

So ist es erklärt, daß alle Geisteswissenschaft derselben Zeit unter demselben wirkenden Prinzip stehen, im besonderen für die Erziehungswissenschaft, daß sie eng mit der Philosophie derselben Zeit bezüglich des Ziels und der Methode zusammenhängt.

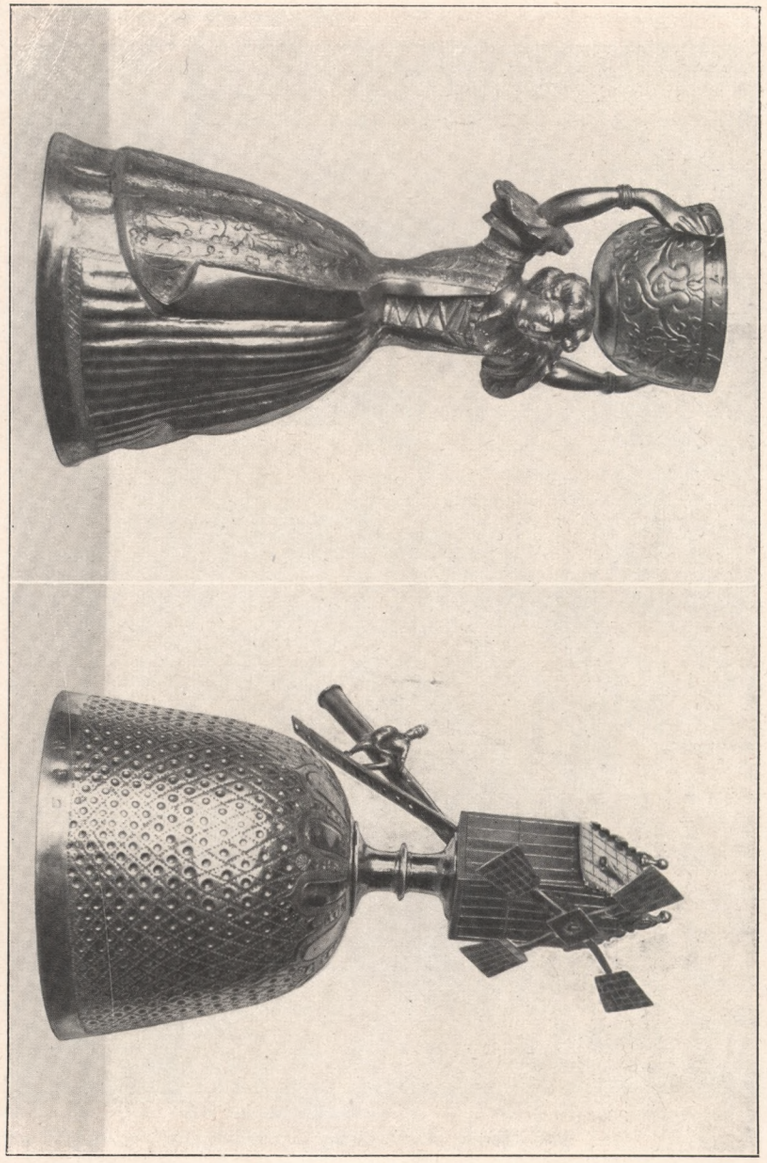
Was aber jene so — wie oben dargestellt — aufgefaßte Erziehung uns beschert hätte, wenn nicht überall eine Wandlung eingetreten wäre, soll uns der Mann lehren, der die menschlich reinste Höhe jener Verstandeskultur erreicht hat, der Herrenmensch Friedrich Nietzsche (1844 bis 1900) der vergötterte Ausdruck jener Zeit, der in den letzten Tagen seines Lebens in der Straße eines Städtchens einen alten Droschkengaul vor Rührung umarmt, weil sein so hoch stehender Verstand die im Reiche aller sozialen Gemeinschaft — in der Seele — ausgleichend wirken müssenden Gefühle zerstört und ihn zum Geisteskranken gemacht hatte.

Sollten darin nicht Zeichen und Richtung für eine allgemeine Wendung dem Auge offen liegen?



XI. Heimatmuseum Neisse

Maischkowitzer Becher



Brautbecher. Silber. Breslau 1727

XII.
Kunstgewerbemuseum Breslau

Windmühlenbecher. Silber, vergoldet. 1614



IV.

Und sie kam.

Es lag klar, daß dem im reinen Verstande sich erschöpfen müssenden Menschen die Welt bald eine Rumpelkammer von bloßen Einzeltatsachen wurde. Er wollte nun darüber hinaus, hinter die Tatsachen; die Antithesis begann. Das Gefühl war während der Zeit seiner bisherigen Unterdrückung, Vergewaltigung, um so mehr an Kraft in den Tiefen der Seele gestaut worden und gewachsen. Nimmt es da noch Wunder, wenn die neue Bewegung mit einer solchen Wucht und in einem solchen Zeitmaß der Entwickelung einsetzte, daß die noch ganz verstandesgemäß genießend eingestellte Masse der Menschen vor einem Rätsel stand. Ist es da erstaunlich, wenn eine Gruppe von Menschen, der es aus ihrer Seelenlage heraus am wenigsten in den Sinn wollte, ausschießlich aus dem Verstande in der Welt zu leben und sie also zu gestalten, sich von jener engstirnigen Denkweise zu befreien suchte, es tun mußte, um nicht in dieser zu eng gewordenen Welt zu ersticken? Die Jugend der Entwickelungsjahre war es, jene Menschen waren es, von denen des Dichters Wort gilt: „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt", jene Seelen, die heute verbrennen, was sie gestern verehrt und morgen anbeten, was sie heute verbrannt haben, jene, die sich heute dem Leben zum Austoben aller Sinne in die Arme werfen und morgen strengste Leibeszucht mit einer Inbrunst als Leitbild verteidigen, daß man auch nicht einen Augenblick an der Ehrlichkeit ihres Wollens zweifeln kann. Sie waren die Schrittmacher der neuen Zeit, und hierin scheint mir eine Seite des überzeitlichen Sinns der Jugendbewegung zu liegen. Während damals ganz Deutschland und die übrige Welt in geradezu satanischem Herrenmenschenwahnsinn und in wahnwitziger Vernunftvergottung taumelten, versammelten sich am 11. Oktober 1913 2000 jener jungen Menschen um Traub, Avenarius, Wyneken u. a. und erklärten vor aller Welt, daß sie jene engstirnige Bestimmung des Menschen nicht mehr ertragen, „nach eigener Bestimmung leben und mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten wollen". Fühlt man daraus nicht den Irrweg, den man gegangen war und den angedeuteten neuen Weg? Heute ja; doch damals war die Welt so sehr im Cäsarenwahnsinn befangen, daß sie den Sinn der Worte in ihrer Tragweite nicht faßte, zumal allzuschnell der Weltkrieg davon ablenkte.

Lange vorher aber war in dem Lande eines schneller pulsierenden Seelenlebens, in Frankreich, dem Geburtslande des Naturalismus (Literatur) oder Impressionismus (Malerei), eben darum die Antithesis aufgetaucht. Der erste große Geist, der gegen eine Ausschließlichkeit des Verstandes mit Erfolg angekämpft hatte, war der Philosoph Henri Bergson (geb. 1859). Er setzte mit staunenerregender Schärfe der einseitig verstandesmäßigen Erkenntnis ihre Grenze und wies mit überzeugender Gewißheit der Intuition und der schöpferischen Erkenntnis eine überragende Rolle zu durch seine Werke „Über die unmittelbaren Bewußtseinstatsachen" (1889, deutsch erst 1910), „Materie und Gedächtnis" (1896, deutsch erst 1908), „Schöpferische Entwickelung" 1907, deutsch erst 1912). Das Leben war nach ihm mit dem Verstande allein nicht zu begreifen, da es in seinem Wesen höchste schöpferische Tätigkeit ist. Nur durch jenes eigenartige schöpferische Erleben (elan vital) kann es enträtselt werden. Der Raum kann allenfalls vom Verstande erarbeitet werden, jedoch für Erfassung der Zeit versagt er. Der Sinn des Lebens besteht im Handeln und diesem muß alle Erkenntnis untergeordnet sein. Da tritt das ganze Ich in seiner Freiheit, in seiner Wucht und in seiner Kraft der Zusammenschau ein, um eine Vision des Lebens zu schaffen (vergl. dazu Goethe: „Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat".)

Dieselben Gedanken bringt der Zusammenbruch des Machtgedankens nach dem Kriege auch in Deutschland hoch.

Da ist der Erforscher der Kulturen primitiver Völker, Leo Frobenius, mit seinen interessanten Schriften über diese Dinge. Dieser Standpunkt seiner Forschungen im fremden Afrika reizt ihn nachgerade, über die Kultur letzthin nachzudenken. Die Ergebnisse seines Denkens faßt er in dem Büchlein mit dem seltenen Titel „Paideuma" zusammen. Welche Tragik liegt darin, daß es beginnt mit den Worten: „Diese Schrift widme ich den Lehrern als den dazu berufenen Hütern und Hegern der Keime allen Kultur- und Seelenlebens" und die, denen es gewidmet, kennen es fast garnicht! Aber was uns hier besonders angeht, ist auf S. 7 dieses Buches in der Einleitung geschrieben und heißt:

„Mechanistisch und intuitiv bezeichnen hier zwei Arten von Weltauffassung. ... die mechanistische Weltauffassung sieht vor sich ein System von Tatsachen, das sie nach Ursache und Wirkung, nach Element und Verbindung zerlegt und aus dem sie vermeintlich allgemeingültige Beziehungen ableitet. Sie wird und kann das Leben nur „biologisch" oder „psychologisch" erfassen, nämlich indem sie bis zu Eiweiß- oder Assoziationsprozessen, zu Affekten, Triebfedern, Ganglienzellen, Nervensubstanzen vordringt und dann starre Formeln aufstellt. Der intuitive Forscher dagegen sucht den ganzen regellosen Reichtum lebendiger, seelischer Regungen mitzuerleben; er unterscheidet das Bedeutsame vom Unbedeutenden, den Sinn einer Ausdrucksbewegung von ihren Mitteln. Er versenkt sich in die innere Logik alles Werdens, Wachsens, Reifens, die durch Experiment und System nicht erfaßt werden kann und findet statt starrer Gesetze Typen des lebendigen Seins und Werdens und statt der Formeln symbolische Ereignisse. „.... Es handelt sich (bei mechanistisch oder intuitiv entweder) um den Vorrang des Tatsachensinns oder des Dämonischen im Menschen." Muten diese Zeilen doch ganz an, als ob sie von Bergson geschrieben worden wären. Auf derselben schöpferischen Grundlage hat nun Oswald Spengler sein zweibändiges Werk „Der Untergang des Abendlandes" aufgebaut, ein Buch, das die Geister mächtig gerüttelt hat. Mag Spengler in der Darstellung mancher dort aufgehäufter Einzeltatsachen noch so sehr geirrt haben, mag seine Schlußfolgerung, daß wir bereits dem kulturen Untergange entgegengehen, falsch und darum gar gefährlich sein, genial wird immer die Kraft der visionären Zusammenschau bleiben und das ist es, was ihn in seiner intuitiven Forschungsweise so ganz ein Kind unserer Zeit sein läßt.

Übernacht war man aus dem Lichte des blendenden, grellen Verstandesscheinwerfers in die Niederungen, das Halbdunkel der Seele geflohen. So kam es, daß der Spiritismus mit seinen Materialisationserscheinungen leidenschaftlich umkämpft wurde, Hypnose, Theosophie und Okkultismus hatten sich in erschreckendem Maße die Gemüter erobert. Dr. Rudolf Steiner will mit seiner „Anthroposophie" den Menschen lehren, in die von den Verstandesgelehrten vernachlässigten Schichten der Seele und Welt einzudringen. Der Mensch als Ganzheit, als Einheit — nicht nur als Verstandesmensch — ist sein Ausgangspunkt. Sinn wird überall gesucht. So heißt es im „Goetheanum", seiner Zeitschrift, wörtlich: „Man versteht das Leibliche nur, wenn man es in jedem seiner Glieder als Offenbarung des Geistigen begreift. Und man erhält in das Geistige nur Einsicht, wenn man seine Offenbarungen im Physischen richtig zu beobachten vermag." Und nun erinnere ich an die Worte Langes: „Die Welt besteht aus Atomen und dem leeren Raum", um zu zeigen, wie sich die Wandlung vollzogen hat. Auch die Psychoanalyse Freuds unternahm es, in die Geheimnisse der Seele einzudringen. Daß sie dabei zu einer verhältnismäßig schiefen Deutung kam, wie es Eduard Spranger in seiner „Psychologie des „Jugendalters" nachweist, ändert an der anfänglichen Grundeinstellung nichts. Selbst Goethe muß Kronzeuge des neuen Strebens sein mit seinen Worten:



„All unser redliches Bemühn
glückt nur im unbewußten Momente,
wie könnte denn die Rose blühn,
wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte."

Sind die anderen Gebiete des Geisteslebens unberührt von jener Umwälzung geblieben? — Gerade die Naturwissenschaften, die im vorigen Jahrhundert mit ihrer materialistisch-mechanistischen Einstellung die Philosophie aufgesogen hatten, wurden, nachdem sich letztere ihre Selbständigkeit und eine seltene Tiefe wiedererobert hatte, von dieser neuen Einstellung befruchtet und belebt. Nahm man damals an, die Pflanze und das Tier hätten keine Seele, so sprach man ja sogar dem Menschen solch ein in ihm wirkendes Fluidium ab. Jetzt auf einmal aber kehren sich die Verhältnisse um. Man erörtert nun lebhaft die Gedanken, nachdem man die Seele wiederentdeckt hatte, ob nicht doch auch im Tier und in der Pflanze Fluida ähnlicher Art wirken, freilich dem Grade nach erheblich niedriger als im Menschen. So kam es, daß der Berliner Nervenarzt Rothmann den Plan faßte, das mutmaßliche Seelenleben der dem Menschen am nächsten stehenden Menschaffen (Anthropoiden) zu erforschen, was auch Prof. Wolfgang Köhler dann in der Affenstation auf Teneriffa tat und worüber er in seinem überaus interessanten Werke „Intelligenzprüfungen an Anthropoiden" berichtet. Es erscheinen unter diesem Gesichtspunkte immer mehr Bücher, deren Titel den neuen Standpunkt schon anzeigen, z. B. „Die Seele der Pflanze" und „Die Pflanze als Erfinder", beide von Raoul H. Francé. Selbst in der Staatsauffassung wandte man sich von der mechanistisch-materialistischen Anschauung, der Staat, das Gemeinwesen, sei die rechnerische Summe seiner Einzelwesen, ab, läuterte und vertiefte sie zu der Überzeugung, „daß der Staat eine über den Einzelnen lagernde Gemeinschafts- (Kollektiv-) seele sei und daß die geistigen Leistungen (von Einzelseelen, d. Verf.) ihre Auferstehung in höheren, den Gliedern eines Systems (z. B. des Staates, d. Verf.) ganz sicher unvorstellbaren Qualitäten erleben." (R. H. Francé in „Bios, die Gesetze der Welt", vergl. auch dazu Kjellén „Der Staat als Lebensform.")

Weiterhin ist in der Kunst unter denselben Gesichtspunkten eine Wandlung zu verzeichnen. Früher glaubte man den romanischen und gotischen Baustil dadurch zu erfassen, daß man einfach nur die Merkmale jeder Bauart verstandesmäßig summierte. Besonders geistreich glaubte man schon zu sein, wenn man die Existenz dieses Strebebogens und jenes Strebepfeilers aus bautechnischen, statischen Erwägungen heraus als berechtigt erkannte. So mußte beim gotischen Bau der Bogen nach außen sein, um bei der Höhe dieser Kirchen die Wucht nach außen abzuleiten. Mag das alles seine Richtigkeit haben und ist es unumgänglich zur Berücksichtigung notwendig, so ist immer noch nicht jene Seelenlage erkannt, aus der heraus gerade so spezifisch charakteristisch gebaut wurde. Sie erkannt und gewürdigt zu haben — und das war nur möglich infolge der Abwendung von der nur verstandesmäßig aufgefaßten Kunst — ist eben das Verdienst unserer und damit zu jener im Gegensatz stehenden Zeit. Man fühlt jetzt im romanischen, so eigenartig wuchtigschweren auf der Erde ruhenden Bau die Seele des erdhaft gebundenen Menschen jener Zeit; und wieder zittert im gotisch aufstrebenden Dom jene Seele nach, die sich ganz in höchste Höhen — himmelstürmerisch wie jene vielen Türmchen — erheben, sich von der schweren Erde lösen, die Schwerkraft überwinden will. Die Seele der Kunst war entdeckt ... (vergl. dazu: „Von der Seele der Baukunst" von Prof. Dr. Ing. Paul Klopfer).

Schluß folgt.

# Zur oberschlesischen Volkskunde

Von Will-Erich Peuckert

Die schlesische Volkskunde ist, dieses sei vorausgeschickt, fast immer in Händen verständiger Menschen gewesen. Infolgedessen ist der Ertrag volkskundlicher Bestrebungen in Schlesien ein reicher; ich brauche nur die Namen Siebs, Kühnau, Drechsler, Perlick, Mak zu nennen und jeder wird beistimmen. Die große Arbeit, die hier geleistet wurde, — die Siebs' am Wörterbuch, die Kühnaus für die Sagen- und Drechslers für die Sitte- und Brauchforschung— wird immer wichtig sein. Ohne derartige entsagungsvolle Arbeit wäre kein Vorwärtskommen.

Wenn unsere Sammeltätigkeit noch lange nicht zu Ende sein darf, so mag doch heut schon der Versuch einsetzen, die Sammlungen auszuwerten. Und sie nicht nur für eine vergleichende Mythenforschung z. B. auszuwerten, sondern weiter zu greifen, Bezüge zu setzen zum lebenden Leben. Die Archäologie, längst noch nicht im Besitz eines derartig reichhaltigen Materials, hat doch verstanden, schon in die Fragen der Völkergeographie hineinzulangen. Erst recht wird das die Volkskunde vermögen. Ich habe einen Versuch in meiner „schlesischen Volkskunde" gemacht. Das Buch ist ausgegangen von der Frage: Wie schichtet sich das Deutsche und Slavische in Schlesien? Und habe immer wieder das volkskundliche Material, handle es sich um Fragen der Flurlage, der Ackerbestellung oder um mythologische Elemente, um einen Brauch (vergl. den Vorabdruck in dieser Zeitschrift), in Hinsicht auf diese Frage untersucht. Freilich, wie ich jetzt sehe, längst noch nicht so ausgiebig, wie es sein konnte. Das lag an Umständen, die stärker waren als ich. Aber man wird auf diesem Wege nun weiter gehen müssen.

Den wichtigsten Platz in einer solchen volkskundlichen Untersuchung wird Oberschlesien einnehmen. Das brauche ich garnicht besonders nachzuweisen; das ist ganz klar. Von hier aus wird man einmal das ganze Problem der slavisch-deutschen Volkskunde aufrollen. Und so erst zum Verständnis der Zustände in Sachsen, Brandenburg, Preußen, Böhmen und Schlesien kommen.

Aber um eine solche Untersuchung führen zu können, ist es vorher notwendig, das Material zu haben. Und da sind wir zwar in der angenehmen Lage, ein reiches aus den altdeutschen Ländern zu besitzen, die niemals einen Slaven gesehen haben. Aber uns fehlt das slavische. Wir haben Aufzeichnungen aus Polen, Böhmen — aber sie sind, mit Ausnahme älterer böhmischer Werke von Grohmann, Reinsberg-Düringsfeld, — in polnischer oder tschechischer Sprache geschrieben, der Mehrzahl deutscher Forscher also ganz unzugänglich. Ebenso stand es mit den Russen. Nun sind wir in der glücklichen Lage, eine russische, „*ostslavische Volkskunde*" zu erhalten, die eben *Dmitrij Zelenin* bei Walter de Gruyter in Berlin herausgibt. Ich möchte ganz nachdrücklich an dieser Stelle auf Zelenins schönes Werk hinweisen. Es ist unerhört reich, nicht nur an Material, sondern auch an Abbildungen, ausgezeichnet disponiert, — und es gibt eine Fülle neuer Beiträge.

Ich will hier an zwei Beispielen zeigen, wie wichtig das Werk für uns sein kann. Da greife ich zuerst auf einen Brauch der Oberpfalz zurück. Dort ist es üblich, Fastnacht den Fuchs zu bannen, indem man irgend ein Geräusch vollführt. So weit der Schall reicht, so weit sind die Hühner sicher vor ihm. Das war eine uns unverständliche Zauberhandlung, wenn man die andern Gebräuche daneben hielt. Da gibt eine Aufzeichnung Zelenins Aufklärung. Er sagt: Im Walde werden Gründonnerstag die Tiere durch Schreien verscheucht: Wölfe, Bären, geht weg! Hasen, Füchse kommt zu uns! Es wird dabei auf Pfannen geklopft, mit Kuhschellen geläutet usw. (St. 366). — Also nicht der Fuchs wird vertrieben, sondern die reißenden Waldtiere; *er* wird herbeigelockt. Und das stimmt zu anderen Nachrichten, daß man ihn Gründonnerstag füttert, ihm ein Opfer bringt. Er war kein Schädiger, sondern ein Jagdtier wie der Hase, das man herbeiwünschte. Und wenn man nun bedenkt, daß die Oberpfalz einst slavisch infiziert gewesen ist, dann hat man die gewünschte Bestätigung dafür, daß es sich hier um einen ehemaligen slavischen Brauch handelte. (Aus der Abstimmungszeit ist uns noch in Erinnerung, daß die polnische Propaganda aus solchen Verbindungen Kapital zu schlagen versuchte, ganz lächerlicher Weise; denn dann hätte das deutsche Volk noch größeren Anspruch auf ganz Polen, zum Mindesten bis Lemberg und zum Dunajak! Die Schriftl.)



Ein anderes Beispiel, das uns näher liegt! — Man kennt auch in Oberschlesien den Alp, der nachts kommt, und den Menschen drückt. Der Alp ist eine wandernde Seele. Daneben kommen aber Nachrichten vor, die zu der Erklärung nicht passen. Eine wandernde Seele hat man sich als Maus, Fliege, Halm wohl vorstellen können, — nicht aber als altes, kleines Männel. Das kleine Männel ist ein Kobold, ein Hausgeist, Querx oder dergl. (Das früher Zusammenhänge gewesen sind, geht hier nichts an.) Weiter wird erzählt, daß der Alp Kinder stiehlt und dafür Wechselbälge bringt, oder daß er als Henne erscheint (wie der oberschlesische Hausgeist). All das sind Eigenschaften des Kobolds, der Zwerge, des Hausgeistes. Und wenn nun Zelenin berichtet, daß der russische Hausgeist Kikimora oder Mara heißt (386), dann ist das Rätsel gelöst. Der oberschlesische Alp heißt nämlich auch Mora. Hier sind Sagen von der wandernden Seele, die drücken geht, und vom Hausgeist zusammengefallen. — Endlich noch eins! In Oberschlesien ist eine Sage niedergeschrieben worden von Menschen, die nach ihrem Tode wiederkommen und andere sterben machen, von Nachzehrern. Sie heißen Striga, Strzyga. Nun erzählt Kühnau (1,172 ff.) eine Geschichte von einer solchen Nachzehrerin, der Seiga. Ich habe bereits (Schles. Sagen 306) den sonderbaren Namen als aus Striga verlesen zu deuten versucht. Diese „Seiga" hat ein scherenartiges Mal auf dem Rücken, eben daran erkennt man sie; nach anderen ist sie mit einer Schere unterm Arm begraben worden. Aber was hat das für einen Sinn? Warum soll die Tote eine Nachzehrerin, ein Vampir sein, nur weil sie irgendswas mit einer Schere zu tun hat. Und wieder gibt da Zelenin eine Erklärung. Der Hausgeist . . . schert auch den Lämmern das Fell; im letzteren Falle gibt es für ihn auch einen besonderen Namen: Striga (387). Es ist ganz klar, wenn er die Lämmer scheren soll, benötigt er einer Schere. Die „Seiga" ist also eine Striga, ein slavischer Hausgeist, mit einer Schere ausgerüstet. Wie der Kobold Mora zum Alp geworden ist und drücken geht, so ist der Hausgeist Striga zum Nachzehrer und Vampir geworden.

Ich könnte noch lange weiter berichten. Und immer wieder zeigen, was für eine Fülle von Licht auch Zelenins Buch auf die Fragen besonders der schlesischen Volkskunde fällt. Es ist ein Werk, das — solange noch eine große und gute polnische Volkskunde uns fehlt, (seltsam! daß diese Lücke nicht ausgefüllt ist!) — auf dem Schreibtisch jedes Schlesiers stehen sollte.

# Zur Laienspiel-Bewegung

Evangelische Laienspielwoche in Hindenburg O.-S.

Das Arbeiten der neuen Jugend auf einem wichtigen Gebiete zu verfolgen, ist immer aufschlußreich. Die Laienspielbewegung, die gleichzeitig bei beiden Bekenntnissen, wie auch in Arbeiterkreisen sich durchringt, hat sich als vornehmstes Ziel gesetzt, das ehemalige Dilettanten-Theater in den Bereich einer Volkskunst zu heben, die geeignet ist, dem Drange nach dramatischen Erlebnissen entgegenzukommen, aber diesen Drang zu reinigen, wie auch das Spiel aus dem Schrecken des berüchtigten Dilettantentums herauszuheben.

Es wird oft geklagt oder festgestellt, daß unsere Zeit dem Theater nicht günstig sei. Nicht mit Unrecht wird behauptet, daß das gegenwärtige Drama und das Theater nicht der Ausdruck unserer Zeit sei und so der Sehnsucht des Volkes nicht entgegenkommen kann. Die Versuche der Besucherorganisationen, das Theater zu beeinflussen, haben wohl gewisse Erfolge gezeitigt, aber das eigentliche Wesen des bestehenden Theaters konnten sie doch nicht ändern. Unsere Zeit, die Zeit der Sehnsucht nach der Volkhaftwerdung, verlangt auch die Wiederweckung des Volksspiels, das immer nur durch Laien in allen Jahrhunderten gepflegt und vertieft wurde. Diesem starken Verlangen will das Laienspiel nachkommen und Laienspiel heißt nichts anderes wie dramatische Volksspiele, wohl mit den Mitteln des Theaters, aber mit anderem Geiste erfüllt, dem Volke nahezubringen.

Hier sind der Bühnenvolksbund und in Oberschlesien die Neisser Heimgartenspielschar, dann die Münchener Laienspielbewegung und bei der Arbeiterschaft die Sprechchor-Bewegung mit großem Erfolge tätig und hat bedeutende Grundlagen für ein neues Volkstheater geschaffen. Die Verbindung vom Sprechchor mit der Dramatik einer starken Handlung bringt schöne Resultate hervor, die in der Anlage und der Wirkung dem antiken Theater sich nähern. Hat man dann — das unerläßliche Erfordernis — einen künstlerisch begabten und technisch erfinderischen Laien-Spielleiter, so lassen sich mit wenig Mitteln, bei der schon vorhandenen Literatur, ganz wundersame Aufführungen zustande bringen. Erste Bedingung ist nun, solche Spielleiter zu erziehen, sie zu suchen, zu finden und zu schulen. An dem urgewaltigen Drange, zu spielen, fehlt es bei der Jugend nicht .... und so war es Zweck der Laienspielwoche in Hindenburg, Spieler und Spielleiter, die aus ganz Oberschlesien gekommen waren, in eine Zweckarbeit zusammengeschließen und eine Mustereinstudierung und eine Musteraufführung, ohne jede Absicht der besonderen Leistung, vorzuführen.

Die Singeschar, unter Vikar Scholz, konnte in der Spielwoche theoretisch und praktisch die ausgezeichneten Leistungen einer ernst geführten Singeschar vorführen. Das Landesjugendamt hatte alle an der Laienspielbewegung interessierten Personen und Organisationen in eine Konferenz zusammengeführt, um theorethisch und praktisch der Frage des Laienspiels, seiner Förderung und Vertiefung näherzukommen. Hier wurden gute Resultate, die der Bewegung eine Ausbreitung sichern, gezeitigt. Und schließlich wurde die ganze Woche instruktiv unterrichtet und geübt, um die Praxis des Laienspiels vorzuführen.

Die Krönung der ganzen Arbeit sollte durch eine halböffentliche Aufführung des Laienspiels „Die Bürger von Calais", des Leiters der evangelischen Laienspielwoche, Herrn Rudolf Mirbt, erfolgen.

Das Spiel ist das Spiel eines Volkes, ist ein vaterländisches Spiel. In der deutschen Literatur ist das Thema schon einmal durch Georg Kaiser behandelt worden, aber Mirbt hebt sein Spiel aus dem Reiche theatralischen Geschehens in eine reine, starke und gedrängte Handlung, die ganz und gar volkhaft wird und mit einer knappen, lichten, drangvollen Sprache versehen ist, die das Leid eines ganzen Volkes, seine Kraft und seine Tiefe erfaßt. Grundmotiv: das Vaterland ist alles! Ehre, Glaube und Volk sind mehr als Reichtum, Leben und Wohlsein der Einzelnen!

Rudolf Mirbt war Spielleiter. Spieler: Mädchen und Jungen aus Oberschlesien, besonders Hindenburg. Das Ergebnis: eine Aufführung von tiefgehender Wirkung, von Kraft und Eindruck, als wohnte man einer Opferhandlung in der Kirche bei. — Und es waren doch nur junge Menschen, die vielleicht niemals mit Drama und Theater zu tun hatten. — Freilich ist Mirbt's Künstlertum stark. Wie er die Volksszenen, den Sprechchor in einen bewegten Ausdruck aller Gefühle umwandelt, wie Wort und Bewegung und Bild zu einem einzigen Momente werden, das ist Kunst! Und wie sich die Einzelspieler mit dem Volke zu einer einzigen Empfindung verdichten, das ist eben das Tiefe der Laienspielbewegung, daß alle Spieler sich, das Volk, seine Leiden und Bitternisse und seine Erhebungen spielen. Auf dem Theater kann man so gedrängte Stücke und Spiele gar nicht bringen, denn sie sprengen den Rahmen des Theaters und würden doch nur als Szenen wirken. Während sie hier vom Volke gespielt, für das Volk geschrieben und gedacht, ganz anders leben. Das ist eben der geheime Zauber des Laienspiels und deshalb wird, ernst geführt und mit Liebe betreut, das Laienspiel sich durchsetzen!

Vor der Aufführung „Die Bürger von Calais" hatte die Singeschar unter Vikar Scholz Proben ihrer musikalisch hohen und klanglich stark wirkenden Sangeskunst, auch gewissermaßen eine Laiensingekunst, geboten. Unter starker Bewegung konnte dieser Probeabend, dem ein gewähltes Publikum beiwohnte, mit Dankesworten an die Mitwirkenden geschlossen werden.

Siegmund Reis.



# Reise in Polen

Zu diesem Buche von Alfred Döblin

Von Alfons Hayduk

„Ich bin ein Freund des polnischen Volkes."
Alfred Döblin.

Zu den neuen Mitgliedern der Akademie der Dichtkunst — man stehe zu ihr, wie man wolle — zählt nun auch der fast fünfzigjährige Alfred Döblin. Arzt. Ostdeutscher.

Dies letzte wird aufschlußreich, betrachtet man nachdenklich dieses Autors „Reise in Polen", die S. Fischer vor zwei Jahren ediert hat. Ein Buch, auf das hinzuweisen niemals zu spät sein kann. Weil es ein Buch von Format ist. Ein Buch, das eben nur ein Deutscher über Polen schreiben konnte — ein Buch nämlich, wie es kein Pole über Deutschland zu schreiben vermöchte. Und das Erstaunlichste ist: daß solch ein Buch geschrieben werden konnte, so vorurteilsfrei, aufrichtig, gütig, geschrieben werden konnte, indes die große deutsche Wunde im Osten immer noch ungeheilt, unvernarbt klafft.

In gut dreieinhalbhundert Seiten ist eine erstaunliche Fülle Gesehenes und Erfühltes gesagt. Gleich das erste Kapitel „Warschau" analysiert uns die Seele Polens. Schilderung der Vergangenheit in Streiflichtern, geschaut aus dem Nebeneinander, dem Wirrwarr der Gegenwart. Mittendrin den bezeichnenden Satz: „Bei allen Parteien herrscht Furcht vor einem deutschen Revanchekrieg." — Das erhellt Vieles. Denn Furcht vollbringt oft tollere Dummheiten als Haß. Einige Seiten weiter, die Äußerung eines Polen über die deutsche Literatur und ihre Kenntnis in Polen: „Den Dramatiker Hauptmann spielt man fast gar nicht; er gilt als Hakatist, hat sich unsympathisch, zuletzt noch bei der Abstimmung über Oberschlesien gezeigt."

Es sind, nennen wir es so, Kleinigkeiten, aber sie reden eine deutliche Sprache. Noch einige zufällige Proben, beim Nachblättern:

In Wilna: „Eine gebildete Dame flüstert mir zu: der Pole ist höflich, sentimental und falsch .."

In Lemberg: „Die Botschafterkonferenz hat einfach 1923 Ostgalizien Polen zuerkannt. Es ist

ein polnisches Gesetz da, das einigen ostgalizischen Woiwodschaften, darunter Lemberg, Selbstverwaltung in gewissen Grenzen gewährt. Aber sogar dies Gesetz, klagen sie, steht auf dem Papier. —" Döblin erinnert sich dabei der Worte eines Warschauer Redakteurs: „Hören Sie nicht auf die Minoritäten. Sie bemängeln alles."

Doch keine fünf Seiten weiter: „Assimilieren die Ukrainer, Weißrussen, Litauer, Juden, Deutschen: Polen wird es nicht können. Dafür fehlt Polen das Gebiß."

Und weiter, die leisen Andeutungen eines intelligenten Polen: „Es gibt polnische Patrioten, die schon sehen, daß die heutige Lösung der Polenfrage keine endgültige sein kann."

Łodz mit seinen 100 000 Deutschen interessiert besonders: „Deutsche sollen die Stadt gebaut haben. Man sprach auch früher viel Deutsch; jetzt hat das Polnische die Oberhand gewonnen ... Schrecklicher Haß der Deutschen und Polen! ... Das Land ist polnisch besiedelt, dann rufen die Polen selbst Deutsche, die höher Kultivierten, herein: kultureller, ökonomischer Aufschwung kommt, geistige Assimilation, nationale Gefährdung. Man bleibt nicht, was man ist, beiderseits nicht, man akklimatisiert sich ja gegenseitig. In den Staatszentren aber sitzen Gruppen, die nicht sehen können und ein Interesse haben, Haß und sogenannte Tradition zu unterhalten. Im sechzehnten Jahrhundert geht schon das lächerliche Sprichwort um: „Solange Welt Welt bleibt, wird nie der Deutsche dem Polen ein Bruder werden" ... Jetzt kaut Deutschland an dem „Korridor" und Danzig, Oberschlesien, erzwungenen Verträgen, wird sie gewiß nicht schlucken. Und Polen — muß sich fürchten!"

Zum Schluß, auf der Ausreise, nochmals das Gespräch mit einem Polen, einem gewesenen Offizier aus dem ehemaligen preußischen Gebiet, der Deutschland für das industriell stärkste Land hält und, neben Rußland, für den gefährlichsten Feind: „Die Deutschen propagieren neuerdings durch einige Geistige die Idee der Vereinigten Staaten von Europa. Das ist nicht etwa Sentimalität, sondern Hinterlist. Es ist niemand anders als die deutsche Industrie, die ein Interesse daran hat. Er spricht lange mit Furcht und Anerkennung von Deutschland. Es setzt Hiebe auf die alten Methoden Preußens gegen die Polen."

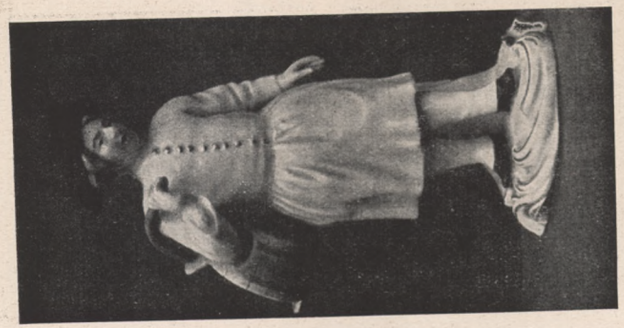
Das sind kleine, blitzartige Schlaglichter auf dem magischen Gemälde, das Alfred Döblin von Polen entwirft. In dunklen, weichen, oft schwarzgetönten Farben. Viel Juden wandern durch dieses Buch, fast zuviel. Die Schwermut der Ghettos hat es dem Autor angetan. Seine Liebe zu diesem geschmähten Volke ist freilich verständlich. Er sieht die polnische Nation in ihrer Totalität, in ihrer Zerklüftung. Es ist eine lohnenswerte, eine lehrreiche Reise, auf die uns dieser Berliner Arzt und Schriftsteller mitnimmt, eine Reise, die uns in vielem Betracht die Augen öffnet; wenn auch mitunter in einem anderen Sinne, in einer anderen Richtung wie es Alfred Döblin meint.

Denn dies Buch ist besonders aufschlußreich für uns Grenzlanddeutsche, für uns, vor deren Stirn man die fremden Grenzbalken aufgerichtet hat, daß unser Blick beengt werde. Es ist eine traurige, vielleicht aber auch tröstliche Erfahrung, daß der Binnendeutsche — wie auch der Binnenpole — die kritischen Grenz- und Nationalitätenprobleme weniger scharf, weniger gegensätzlich sieht. Zwischen Berlin und Grenz-Oberschlesien, das lehrt auch dies Buch, ist eine weite Entfernung, auch im Politisch-Kulturellen, und diese Entfernung ist nicht geringer als die zwischen Kattowitz und Warschau.

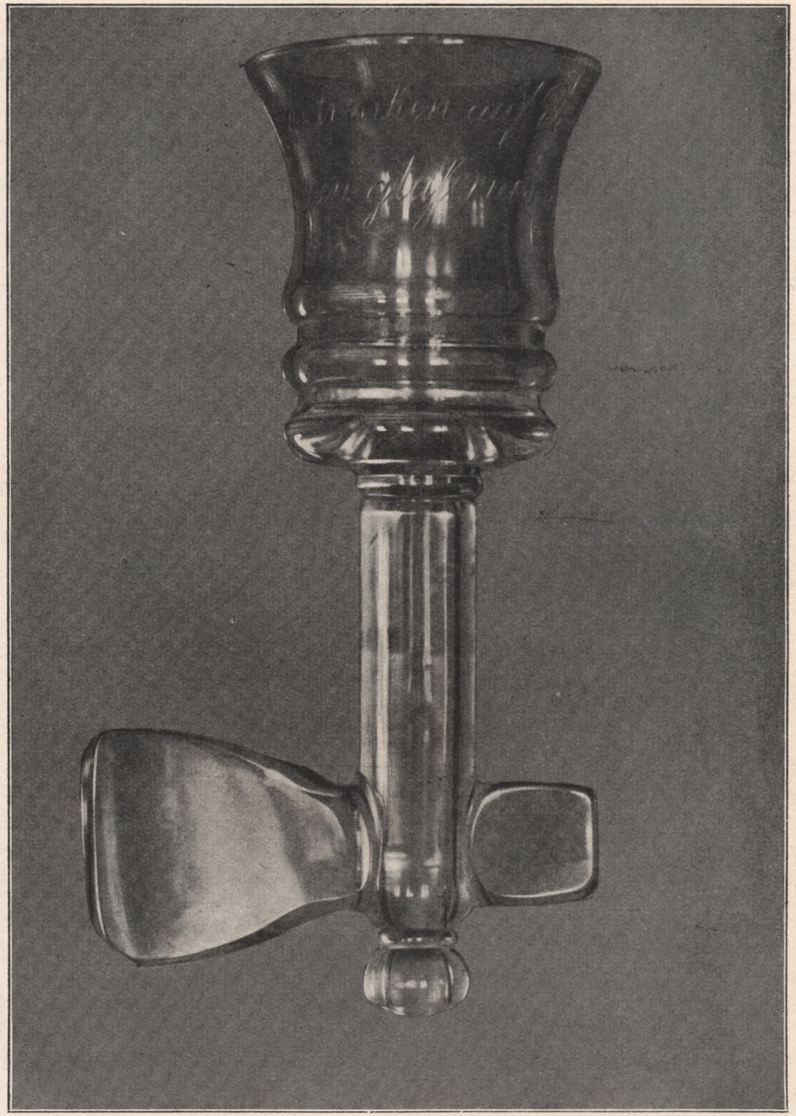
Döblin betrachtet die polnische Frage mit weltbürgerlicher, paneuropäischer Weitherzigkeit. Und kommt doch zu Schlüssen, die ganz in der bedrückten Ebene unserer Grenzland-Erkenntnisse liegen, zu Schlüssen, die zu unterschreiben keine billige Frage der Gesinnung ist, sondern der klaren Vernunft, die sich von Schlagwörtern nicht umnebeln läßt.



XIII. Proskauer Fayence: Der Herbst
Kunstgewerbemuseum Breslau



Winzerin (Frankenthal)
Weinmuseum in Speier



XIV.

Hackenglas — Heimatmuseum Neisse



Eingangs wurde gesagt, daß solch ein offenes Buch nur ein Deutscher über Polen schreiben konnte, wie es kein Pole über Deutschland zu verfassen vermöchte. Dies ist zweifellos ein achtbares Lob, doch es deutet auch unmißverständlich auf die Schwäche des literarisch ganz starken Werkes hin.

Diese Andeutung möge jenen genügen, die sich Döblins Standpunkt nicht zu eigen machen können. Aber dürfen wir uns nicht Schriftsteller leisten, die nicht nur an all das triste Heute, sondern auch an das — hoffentlich — bessere Morgen denken? Alfred Döblin hält die Staaten von heute, allesamt, für das „Grab der Völker", für „Zufalls-, kaum Zweckmäßigkeitsgebilde" — und belegt seine zweifellos interessante These mit dem Beispiel der jungen polnischen Republik.

Diese Polen, sagt er, haben keinen tauglichen Staat gegründet: „Ihre Glieder fanden sich zerstreut. Sie waren ein Volk. Sie hatten Liebe zueinander. Sie waren stolz auf sich und ihre Eltern und Großeltern. Sie wünschten ihren Stolz zu offenbaren, sich zu offenbaren, wie es Menschen tun. Ihr Inneres suchte den Staat. Nun haben sie einen Staat, und er trägt Gift in ihr Volkstum. Die Grenze schlägt auf sie zurück. Sie haben über sich hinausgegriffen. Wie ein Revolutionär, der im Moment, wo er an der Macht ist, Tyrann wird. Sie erkennen nicht, daß, während sie unterdrückt waren, das Leben weiterging und drüben und auf allen Seiten und zwischen ihnen Völker leben und nun da sind, Glieder von zerstreuten Massen, die zueinander wollen, weil sie sich lieben, weil sie ein Volk sind, weil sie stolz sind und sich offenbaren wollen, wie es Menschen tun. Klägliche Erfindungen, diese großen, auf Weite gierigen Staaten von heute."

Nun erhellt sich uns auch das allen Staaten und dem Staate überhaupt gesagte Motto dieses Reisebuches, der Schillervers: „Denn eine Grenze hat Tyrannenmacht." Diese „Reise in Polen" greift weit über die Grenzen sonstiger Fahrtenbücher. Es zeigt uns ein vom Reisenden geliebtes und an sich liebenswürdiges Land in all seinen Widersprüchen, seiner Überheblichkeit und Eigenart — es zeigt uns aber auch nicht minder eindringlich, wenn auch indirekt, Vieles und Nachdenkliches, das zu beachten wir uns bislang noch viel zu wenig Mühe genommen hatten. Das andauernde Spähen über die Grenzpfähle macht müde und vielleicht auch ein wenig kurzsichtig. Neue, frische Augen, — und mit denen hat Döblin geschaut — die zeigen uns wieder jene größeren und tieferen Zusammenhänge, um die zu wissen es niemandem schaden, vielen aber gewißlich nützen kann.

Gerade wir kulturpolitisch tätigen Deutsche an der Ostgrenze können dem neuen Mitglied der Dichterakademie keine ehrendere Aufmerksamkeit zollen, als daß wir uns in sein unbekanntes Reisebuch vertiefen und daraus lernen.

Für eine befriedete Zukunft.

# Sportliche Rundschau

Von Rudolf Gollasch

Der diesjährige Winter hat sich nicht nur in den wetterkundlichen Jahrbüchern mit dicken Lettern eingetragen, als er uns vor Weihnachten einige Tage mit Rekordfrösten bescherte, er hat sich vielmehr auch bei den Sportlern einigermaßen beliebt gemacht. Zum mindesten bei den Eisläufern, denen er eine längere Saison gebracht hat. So hatte auch der Oberschlesische Eissportverband, der Schwesterverband des Oberschlesischen Spielverbandes, viel Glück mit seinem zweiten Landes-Eissportlehrgang — der erste liegt mehrere Jahre zurück — in der ersten Januar-

hälfte in Oppeln. Zweck dieses Lehrganges, den ein Dozent der deutschen Hochschule für Leibesübungen in Berlin abhielt, war die Heranbildung von Lehrpersonen im Eislauf, an denen ein gewisser Mangel herrscht, ohne die aber eine Neubelebung dieses Sportzweiges nicht möglich ist. Einer Werbung für den Eislauf bedarf es ja fast garnicht, denn von Kindesbeinen an zieht es den Menschen auf die blitzende Eisfläche.

Am 22. Januar folgten in Ratibor die Oberschlesischen Eislaufmeisterschaften, die einen glänzenden Verlauf nahmen. Eine Woche später gab es in der Nachbarschaft ein Ereignis, die Europameisterschaften im Kunstlauf in Troppau. Oberschlesien konnte da naturgemäß nur als Zuschauer auftreten. Bedauerlich ist, daß am gleichen Tage in Füssen die deutschen Eislaufmeisterschaften stattfanden, sodaß unsere deutschen Meisterläufer in Troppau fehlten.

Ähnlich wie der Eislauf bedarf auch der Skisport keiner besonderen Werbung. Jeder Winter vermehrt die Zahl seiner Anhänger. Besonders zufrieden sind die Skisportler mit diesem Winter freilich nicht, da die Feiertage an der Jahreswende zu feucht waren. In der ersten Januarwoche fand im Altvatergebirge ein Winterwanderführer-Lehrgang statt, veranstaltet vom Gau Oberschlesien im Verbande der deutschen Jugendherbergen.

Auf dem Gebiete des Wassersports sind die Schlesischen Meisterschaften im Wasserball am 29. Januar zu erwähnen, die in Breslau stattfanden und den Verein Weddigen-Görlitz als Meister herausbrachten.

Für die deutsche Turnerschaft ist 1928 ein bedeutungsvolles Jahr. Das 14. Deutsche Turnfest wird im letzten Drittel des Juli im heiligen Köln stattfinden. Bis in den fernsten Winkel des Vaterlandes wirft es seine Lichter voraus und mit Begeisterung widmen sich Turner und Turnerinnen seiner Vorbereitung, wo immer nur das stolze Abzeichen der D. T. am Gewande prangt. Alle örtlichen Veranstaltungen verblassen im Glanze des kommenden Festes.

Die Leichtathleten sind auf die Turnhalle angewiesen — wenn sie eine solche zur Verfügung haben. Die Gymnastik steht im Vordergrunde, bis in Kürze wieder der Waldlauf zu seinem Rechte kommt und damit die näheren Vorbereitungen für die Arbeit auf der Aschenbahn und dem Rasen. Die Oberschlesier müssen in diesem Jahre tüchtig herangenommen werden. Finden doch in Beuthen wie vor sechs Jahren in Oppeln die Meisterschaften des Südostdeutschen Leichtathletikverbandes statt. Was sonst die Oberschlesier abhält, in größerer Anzahl an diesen Meisterschaftkämpfen teilzunehmen, nämlich die hohen Unkosten und die Strapazen einer weiten Reise, die besonders für Sportler aus dem Industriegebiet recht empfindlich sind, das fällt diesmal weg. Oberschlesien muß daher diesmal mit einer bisher nicht erreichten Zahl im Teilnehmerverzeichnis stehen. Dabei darf es aber nicht bleiben, vielmehr muß auch die Siegerliste danach aussehen.

Die Handballspieler im Leichtathletiklager haben die Oberschlesischen Meisterschaftskämpfe beendet. Der mehrmalige oberschlesische Meister, Polizeisportverein Oppeln, verlor seine Meisterwürde an den Sportklub Preußen-Lamsdorf. Gegenwärtig geht es um die Meisterschaft des Südostdeutschen Leichtathletikverbandes. Da der Polizeisportverein Oppeln im letzten Jahre auch die Meisterwürde innehatte und sie diesjahr zu verteidigen hat, hat Oberschlesien diesmal zwei Mannschaften im Feuer.

Innerhalb der deutschen Turnerschaft hat der A. T. V. Ratibor die oberschlesische Handballmeisterschaft an sich gebracht und tritt nunmehr in die Spiele um die Meisterschaft des Turnkreises Schlesien ein.



Im Lager des Oberschlesischen Spielverbandes sind die Handballmeisterschaftskämpfe ebenfalls beendet. Meister ist Spielverein Ostrog. Im übrigen ist der Winter die Zeit der geistigen Jugendpflege, die in diesem Sportverbande ihre vorbildliche Stätte hat.

Im Fußball hat der von jeher geschätzte und als Gegner gefürchtete Sportklub Preußen-Zaborze zum ersten Male die oberschlesische Meisterschaft errungen. Einige Wochen der Ruhe sind ihm vergönnt gewesen, jetzt aber steht er mitten in den schweren Kämpfen um die südostdeutsche Meisterschaft. Wir wissen, daß seine alte Zähigkeit ihn auch in diesen Spielen nicht verlassen und daß er weiter energisch nach der Spitze der Spieltabelle drängen wird wie in den bisherigen Spielen. In den ersten drei Spielen hat unser Meister Erfolge errungen, wie wir sie lange nicht mehr gewöhnt waren.

Im Lager der deutschen Jugendkraft gehen die Meisterschaftskämpfe im Fußball weiter. Im übrigen hat auch in diesem Verbande die geistige Jugendpflege eine besondere Heimstätte.

Der Februaranfang brachte eine hocherfreuliche Nachricht: In Gleiwitz ist eine neue Turnhalle eingeweiht worden, die von der Reichsbahn im Gebiete des Ausbesserungswerkes für die Angehörigen der Eisenbahnsportvereine errichtet worden ist. Auf diesem Gebiete ist ja noch viel zu tun. Wo Turnhallen in ausreichender Zahl vorhanden sind, entsprechen sie nur zum kleinen Teil den Anforderungen des modernen Sportbetriebes, meistenteils aber fehlt es selbst an bescheidenen Hallen in ausreichender Zahl. Dasselbe gilt ja für die Übungsstätten im Freien. Rektor Burgund behandelt diese Frage in einem Aufsatz in der Wochenschrift der Provinzialverwaltung von Oberschlesien (Nr. 2 vom 13. Januar 1928 „Spiel- und Sportplatzbau in Oberschlesien"). Man kann ihm zustimmen, wenn er zum Schluß sagt, daß der Spielplatzbau in Oberschlesien sich durchaus nicht in den ersten Anfängen befinde. Indes muß doch zugegeben werden, daß wir noch nicht weit darüber hinaus sind. Mit wenigen Ausnahmen haben wir lediglich Übungsstätten bescheidenster Art und im Industriegebiet sieht es darin doch noch recht kümmerlich aus im Verhältnis zur Größe und Bedeutung dieses Gebietes und besonders im Verhältnis zu der ungeheuren Bedeutung der Frage gerade in diesem Bezirk.

Sehr zu begrüßen ist die energische Herausstellung der Forderung durch den Verfasser, in erster Linie an die Schaffung von Übungsstätten heranzugehen und an den Bau von Großkampfstätten (Stadien) erst in zweiter Linie zu denken. Wir wären u. E. schon viel weiter, wenn nicht ein gewisser Stadion-Größenwahn in den letzten Jahren unsere Tatkraft ein wenig gelähmt hätte. Wir müssen es in jeder bedeutenderen Stadt zu einer Großkampfstätte bringen, über solchen Projekten dürfen wir aber nicht das zunächst Erreichbare verachten, dürfen nicht den Sperling in der Hand fliegen lassen, um einer Taube auf dem Dache nachzuklettern. Hier heißt es: praktische Politik treiben!

Aus der Arbeit der Organisationen ist die Tagung des Oberschlesischen Provinzialverbandes für Leibesübungen, der überverbandlichen provinziellen Interessenvertretung der Leibesübungsorganisationen, am 2. Februar zu erwähnen. Weiter ist zu bemerken, daß die provinzielle Gliederung der oberschlesischen Organisationsteile Fortschritte macht. So besteht begründete Hoffnung, daß es in Kürze zu einem Zusammenschluß des Oberschlesischen Spielverbandes mit den beiden Bezirken Oberschlesien im Südostdeutschen Fußballverbande und Leichtathletikverbande kommt und daß es auf diese Weise den beiden letztgenannten Organisationsteilen gelingt, die erstrebte provinzielle Gliederung zu erreichen. Damit würde auf dem Gebiete des Rasensports eine wirkliche oberschlesische Großorganisation geschaffen werden.

# Mitteilungen / Bücherecke

## Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Volkskunde.

(Geschäftsstelle:
Beuthen O.-S., Altes Stadthaus.)

### Anfragen und Hinweise.

1. Zur oberschlesischen Kapellenforschung.

Bei Reisen im Kreise Oppeln fiel mir eine besondere Art von Kapellen auf, die gewöhnlich inmitten des Dorfes steht. Es handelt sich hier um eine geräumige Kapelle, in der ein kleiner Altar sich befindet. Über der Kapelle ist ein Aufsatz, rechteckig wie die Kapelle selbst, jedoch von geringerem Ausmaße. In diesem Aufbau finden sich Blendbögen, in denen gewöhnlich Heiligenbilder usw. angebracht sind. Über diesem Aufbau treffen wir noch einen zweiten, manchmal auch einen dritten in gleicher, nur stets verjüngter Form an. Die ganze Kapelle mit ihren abgesetzten Aufbauten erinnert an Pagoden.

Bisher sind mir derartige Kapellen im Kreise Oppeln aus Bowalno, Oppeln, Chrzowitz, Gorrek, Zlönitz, Szedrzik, Dembiohammer, Dembio, Danietz und Luboschütz bekannt. Ein ähnlicher Bildstock, jedoch beträchtlich kleiner, steht bei der Försterei Gonschiorowitz, Kr. Gr.-Strehlitz. Da das Verbreitungsgebiet dieser Kapellen vermutlich zu weiteren wichtigen Schlüssen führen kann, wäre ich jedem Heimatfreunde, dem derartige Kapellen bekannt sind, zu großem Danke verpflichtet, wenn er mir die Standorte dieser Kapellen angeben würde.

H. Kurtz.

2. Ein Volkstanz aus Schönwald.

Die Zeitschrift „Oberschles. Heimat" bringt Jahrgang 1905, Seite 140 die Beschreibung eines früheren Volkstanzes aus Leobschütz, der dort unter dem Namen „Kußwalzer" bekannt war. Es wird auch erwähnt, daß ihn Drechsler nicht kennt. Ein dem beschriebenen ähnlicher Volkstanz ist heute noch im Dorfe Schönwald bekannt. Bei dem Abschiedsabend der oberschlesischen Jugend für den scheidenden Herrn Regierungsdirektor Maskus, der am 28. September 1927 in Gleiwitz stattfand, habe ich ihn zu sehen Gelegenheit gehabt. Die Schönwälder Mädchen kamen in ihrer hübschen bunten Tracht paarweise in den Saal herein und bildeten einen Kreis. Ein Mädchen zog eine Mundharmonika heraus und begann Volkslieder mit Walzermelodie zu spielen, z. B. „Weißt du wieviel Sternlein stehen", „Lustig ist das Zigeunerleben" u. ä. Ein anderes Mädchen hielt ein Taschentuch an zwei Zipfeln hoch und tanzte im Kreise herum. Nach einer Weile kniete sie vor einem im Kreise stehenden Mädchen nieder und breitete das Tuch vor ihm aus. Die Erwählte wollte niederknieen, da zog es die Tänzerin blitzschnell weg und die Genarrte mußte in den Kreis zurückkehren. Die Neckerei wurde ein oder mehrere Male wiederholt, bis dann ein Mädchen wirklich niederknieen durfte. Die beiden knieenden Mädchen umarmten sich nun und neigten die Köpfe gegeneinander wie zum Kuß. Darauf erhoben sich beide und tanzten einige Runden miteinander. Die erste Tänzerin trat dann in die Reihe, die andere tanzte mit dem Taschentuch weiter, und das Spiel wiederholte sich.

Wer kann über denselben oder ähnliche alte Tänze an anderen Orten berichten? Wer kann berichten, wo und wie man den Lender, Trojok, Pollok, Owczarczyk = Schäfertanz, Golombek = Taube, Kot = Katze, Kowoll = Schmiedetanz, Judentanz, Hamburger, Wartki = den Schnellen, Besentanz = Miotlarz, Schustertanz, Judentanz = Zyd, Kozyry, Kolomajki, Siatys, Ewajtek, Krysok, Kopocz tanzte oder noch tanzt? Alle genannten und noch viele andere Tänze waren früher in Oberschlesien heimisch, bis sie von den modernen exotischen Tänzen abgelöst wurden.

Walter Krause.



3. Oberschlesische Schrotholzkirchen.

(Berichtigung.)

Das Festbüchlein „Die Kunst in Schlesien", Berlin 1927, herausgegeben von einigen Breslauer Fachleuten, bringt interessante Beiträge auch aus Oberschlesien. Leider ist das einzige Bild einer oberschlesischen Schrotholzkirche mit falscher Ortsangabe versehen. Es stellt nicht die Holzkirche von Tost dar — dort gibt es seit Menschengedenken keine mehr — sondern das Barbarakirchlein in Gr. Strehlitz.

Ein gleiches Mißgeschick passierte den beiden Herausgebern des Bandes VIII (Schlesien) der „Deutschen Volkskunst", Delphinverlag München. Als Abbildung Nr. 35 ist daselbst ein Friedhofstorhaus bei der Holzkirche in Beuthen (O.-S.) beigegeben. Zu dieser Kirche gehörte ein solches Torhaus weder in Beuthen, noch an dem früheren Standort, Mikultschütz. Vermutlich handelt es sich um Bürgsdorf, Kreis Kreuzburg oder um einen Ort im abgetretenen Gebiete.

W. Krause.

## Lehrgang zur Einführung in die oberschlesische Urgeschichte in Ratibor vom 15. bis 18. April.

Vorläufiger Tagungsplan.

**Sonntag, den 15. April:**

Die Teilnehmer sammeln sich auf dem Bahnhof Ratibor, die zeitig eintreffenden um 8, die übrigen um 9½ Uhr: Danach um 8¼, bezw. 10¼ Uhr in zwei Gruppen Fahrt nach der Obora mit Besichtigung der dortigen Hügelgräber, dann kostenfreie Bahnfahrt nach Gr. Rauden mit Besuch der steinzeitlichen Dünensiedlung (praktische Übung im Suchen nach Mikrolithen). Abends von 20 Uhr ab geselliges Beisammensein in Ratibor. (Desgl. am 16. und 17.)

**Montag, den 16. April:**

9 Uhr: Führung im Museum durch von Richthofen und Kurtz (Urgeschichte Oberschlesiens).
10½—11½: Geschwendt, Jagd und Fischfang in der Urzeit. (Lichtbildervortrag).
12—13: M. Strecke-Czarnowanz, Wie erforsche ich die Urgeschichte in meiner Heimatflur.
15—17: Museumsführung.
17—18: von Richthofen, Literatur zur Urgeschichte Oberschlesiens.
18—19: Kurtz: Vorgeschichte und Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung des Steinbeil-Aberglaubens in Oberschlesien.

**Dienstag, den 17. April:**

9—10: Museumsführung.
10½—11½: Geschwendt, Der Hausbau der Urzeit in Ober- und Niederschlesien (Lichtbildervortrag).
12—13: Gustav Hoffmann-Gr. Strehlitz, Über die Tracht der Urzeit (Lichtbildervortrag).
15—16: Museumsführung.
16—17: Friedrich Stumpe-Jaginne, Die Vorgeschichte in der Schule, an Beispielen dargelegt.
17—18: Gustav Hoffmann, Zur Methodik und Verwertung der Vorgeschichte im Unterricht.

**Mittwoch, den 18. April:**

Eine Ausgrabung mit Erläuterung. (Ort und Zeit noch vorbehalten, wahrscheinlich Groß Peterwitz oder Schammerwitz bei Ratibor).

Es wird um baldige Voranmeldung mit Angabe der Dauer der Teilnahme an den Vertrauensmann für Bodenaltertümer im Bereiche der Provinz Oberschlesien, Dr. von Richthofen, Ratibor, Provinzialverwaltung, gebeten.

## Die Staatsoper in Oberschlesien.

In der letzten Februarwoche gastierte das Staatsopern-Ensemble unter Leitung von Generalmusikdirektor Kleiber in den Städten Beuthen, Kattowitz und Gleiwitz. Überall empfingen ausverkaufte Häuser die Künstlerschar, die mit der Staatskapelle in erster Besetzung herbei geeilt war. Mozarts Meisterwerk „Figaros Hochzeit" gelangte zur mustergültigen Wiedergabe, sodaß diese Abende zum tiefgreifenden Erlebnis deutscher Musik und Opernkunst wurden. Dem begeisterten Jubel des oberschlesischen Theaterpublikums schloß sich die restlose Anerkennung durch die Kritik der Tagespresse an.

Dieses Gastspiel der Staatsoper aber war nicht nur ein künstlerisches Ereignis ersten Ranges, sondern hatte auch seinen gesellschaftlichen und grenzländischen Wert für unseren ober-

schlesischen Industriebezirk. In Erkenntnis dieser nicht zu unterschätzenden Bedeutung wohnte auch der Oberpräsident der Provinz, Dr. Proske, der letzten Gastaufführung in Gleiwitz bei und ließ den Künstlern, unter denen sich führende Namen der deutschen Opernwelt befanden, Blumensträuße und Kränze überreichen, deren Erinnerungsschleifen die Farben Oberschlesiens trugen.

H.

## Die preußische Regierung über die Einheitskurzschrift.

### Oberschlesien marschiert an der Spitze.

Wie die preußische Regierung über die Einheitskurzschrift urteilt, geht aus nachstehendem — im Preußischen Zentralblatt Nr. 1 vom 5. 1. 1928 veröffentlichten — Schreiben hervor, das der preußische Ministerpräsident an den Reichsminister des Innern gerichtet hat.

„Die von den 12 Provinzial-Schulkollegien und den 34 preußischen Regierungen erstatteten Berichte über die mit dem Unterricht in der Einheitskurzschrift an preußischen höheren, mittleren und Volksschulen gemachten Erfahrungen lauten überwiegend günstig, zum Teil recht günstig. Es kann somit für Preußen festgestellt werden, daß die an ihre Einführung geknüpften Erwartungen sich erfüllen. Besonders anzuerkennen ist, daß auch in Volksschulen der Unterricht in der Einheitskurzschrift erfolgreich betrieben worden ist. In einigen dieser Berichte ist der Wunsch nach einer Vereinfachung des Regelwerkes und einzelner Schriftbestimmungen der Einheitskurzschrift ausgedrückt, dem bei einer Überprüfung Rechnung getragen werden sollte."

Aus den Berichten der Provinzial-Schulkollegien ergibt sich, daß mit Ausnahme von Schleswig-Holstein die Mehrzahl der höheren Schulen Unterricht in der Einheitskurzschrift eingeführt hat. Oberschlesien marschiert mit 93 Prozent der Anstalten mit Kurzschriftunterricht bei weitem an der Spitze; denn von 30 Anstalten hatten nur noch 2 keinen Unterricht gemeldet. In weitem Abstand folgt an zweiter Stelle Niederschlesien mit 70 Prozent. Die Angaben beziehen sich überwiegend auf das Schuljahr 1926/27. Der Oberschlesische Stenographenverband, Vorsitzender Lehrer Polotzek-Schomberg, darf sich also zu seiner besonders erfolgreichen Tätigkeit beglückwünschen.

## Eichendorffs Lustspiel „Wider Willen"

(gedichtet 1836) erlebte auf der Schauspielbühne in Bad Godesberg am Rhein in diesen Tagen seine Uraufführung. Eichendorffs „Wider Willen" war bisher nur im Rahmen einer Dissertation an die Öffentlichkeit gelangt und ist nun von Walter Kordt durch Streichungen und Ergänzungen für die Bühne bearbeitet worden, die es, nach dem Godesberger großen Erfolg zu urteilen, sicherlich allenthalben mit offenen Armen aufnehmen wird.

Über das Stück selbst lesen wir in der „Schlesischen Volkszeitung":

„Denn in diesem Spiel, dessen gedämpfte und doch lebensfrische, keineswegs aber sentimentale Romantik neben jeder Sachlichkeit, ob neu oder alt, glänzend bestehen kann, steckt echte Theaterstimmung, die unwiderstehlich in ihren Bann zwingt und auf den Zuschauer überspringt. Er läßt sich schmunzelnd hineinziehen in das karnevalistische Treiben sehnsuchtsvoll Verliebter, die von allen Scherzen des romantischen Lustspiels umringt sind und nicht wagen, sich einander zu erkennen zu geben, bis kurz vor zwölf das Eis gebrochen wird, im Grunde genommen wider Willen, und geheimste Sehnsüchte ihre Erfüllung finden. Es sind Anklänge an die „Freier" vorhanden, aber gegen diese — —es ist drei Jahre später entstanden — — zeigt es wesentliche Fortschritte hinsichtlich der Gestaltung für die Bühne, und vornehmlich bezaubert die gebundene Rede, durch die der Witz und die Laune des Stückes vielfach noch besonders hervorgehoben werden und eine wirksame Unterstreichung erfahren."

## Der Oberschlesische Kulturverband

hat in Zusammenarbeit mit den Vereinigten Verbänden heimattreuer Oberschlesier die Glückwunschtelegramme zu Hindenburgs 80. Geburtstage gesammelt und in einem künstlerisch ausgeführten Bande vereinigt. Die künstlerische Ausstattung lag in der Hand von Frau Paquita Kowalski-Tannert. Der Band wurde dem Herrn Reichspräsidenten übersandt, der in einem besonderen Schreiben und persönlich dankte und schloß „mit den besten Wünschen für das Gedeihen Oberschlesiens nach schwerer Not und für das Wohlergehen seiner Bevölkerung".



## Zur Sagenforschung.

Die Sagenforschung ist ein verhältnismäßig schlecht bebautes Feld. Erst in der jüngsten Zeit ist man daran gegangen, einzelne Sagen auf Art und Herkunft zu untersuchen, wie etwa Ranke die vom Erlöser in der Wiege, Bolte die von Schrättel und Wasserbär, vom Schatz auf der Brücke usw. Ein klassischer Philologe, Erich Bethe, unternimmt nun in der Schrift „Die Sage vom trojischen Kriege" (B. G. Teubner, Leipzig 1927) einen groß angelegten Versuch, die Sagengeschichte der Iliade aufzudecken. Das ist begrüßenswert, (selbst wenn es vorbeigelungen sein sollte), nachdem wir schon viel Untersuchungen und Anmerkungen zur Odyssee besitzen.

Bethe stellt fest: die Heldenzweikämpfe (etwa Achill—Hektor) sind das Knochengerüst der griechischen Heldensage. Daran anknüpfend untersucht er die einzelnen Heldengestalten, und findet z. B., daß Achill Repräsentant eines achaiischen Stammes gewesen ist, denn er ist nur da in Sage und alten Kulten zu finden, wo nachweislich Achaier gesessen haben. Ähnlich so stehts mit den andern Helden. Wenn sie nun plötzlich vor Troja auftauchen, wie etwa Sarpedons Kampf mit Tlepolemos, so ist das sinnlos; eine solche Sage wird aber zum geschichtlichen Faktum, wenn man an die Kämpfe der Lykier und Rhodier, denen die beiden angehören, denkt. Mit andern Worten, lokale Kämpfe sind nach Troja verlegt worden; das große Epos zog die einzelnen Berichte an, wie die Dietrichsage Einzelsagen anzog.

Das ist ein fruchtbarer Gedanke, und Bethe hat unzweifelhaft damit die Forschung ein Stück vorangebracht. Es fragt sich nur, ob wirklich gesagt werden darf, daß Einzelhelden die Schicksale eines Stammes repräsentieren. Ich glaube nicht, daß solche Personifikationen geschehen sind. Sie widerstreiten dem einfachen, aufs Gegenständliche gerichteten Denken. Aber das ist am Ende ein Einwand, der gegen den Wert des Buches an sich nichts sagt. Ich bin vielmehr der Überzeugung, daß diese ausgezeichnete Arbeit noch lange in der Forschung Beachtung finden wird. Und daß die sagengeschichtliche Arbeit hier viel Anregung findet.

Will-Erich Peuckert.

## Zur Religionswissenschaft.

Die Religionswissenschaft, die sich mit dem Ursprung und der Entstehung religiöser Vorstellungen beschäftigt, ist eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Zu denen, die sie aus der Taufe gehoben haben, gehört der ehemalige Heidelberger klassische Philologe Erwin Rohde. Die Religionswissenschaft kommt ja vor allem von der alten Philologie her; das ist leicht begreiflich. Nirgend anders haben wir so frühe Nachrichten wie eben dort.

Rohdes Buch „Psyche, Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen", „von der zum nicht geringen Teil die ganze weitere religionsgeschichtliche Forschung ihren Ausgang nimmt", ist mehr als ein gelehrtes Werk. Obgleich sich mit ihm die religionsgeschichtliche Forschung aller Nationen auseinandersetzen muß. „Es ist über die gelehrte Abhandlung hinaus ein Buch, das gereiften, der Schule und dem Handbuch entwachsenen Lesern dienen will. Man kann es vielleicht am ehesten mit Jakob Burckhardts Büchern vergleichen, die ja auch gelehrte Schriften waren, und doch zum Lesebuch geworden sind. Es ist gleich den Werken etwa Jakob Burckhardts und Victor Hehns über die Schranken der Fachkreise hinaus in die Reihe der Bücher eingetreten, die zum wertvollsten Besitz der geistigen Oberschicht unseres Volkes überhaupt gehören." Otto Weinreich hat jetzt bei J. C. B. Mohr in Tübingen die 9. und 10. Auflage besorgt. Sie liegt in einem schönen, lesbaren Drucke vor. Es ist entschieden Weinreich als ein Verdienst anzurechnen, daß er der Versuchung widerstand,

das Buch „auf den Stand der Forschung zu bringen". Das hätte den ursprünglichen Plan, die alte Gänze verstört. Die wirklich notwendige Literatur in einer, freilich knappen, Auswahl hat er im Vorwort angeführt. Das ist dem Nicht-Fachmann genug. Der Fachmann weiß ohnehin, wo mehr zu finden ist. So ist nichts zuzufügen, als daß dem Buch noch viele Leser zukommen möchten.

Will-Erich Peuckert.

### Josef Hofmiller: „Über den Umgang mit Büchern". Verlag Albert Langen, München.

Die vorzügliche Sammlung: „Bücher der Bildung", deren 26. Band der vorliegende ist, hat sich zur Aufgabe gesetzt, wertvolle Bestände der klassischen Literatur, der Geschichtsforschung, der Kunst und der allgemeinen Philosophie in handlichen, schönen Ausgaben wieder lebendig zu machen. Gewissermaßen: das Kulturgut, das ein Gebildeter in sich tragen soll, vorzulegen. — Ist Hofmiller ein Klassiker? Nein! Aber er schreibt feinsinnig, kenntnisreich, meisterhaft wie ein Klassiker und beschäftigt sich in diesem Bande in 22 tiefen Essays mit Büchern der Weltliteratur, die den Titel klassisch verdienen. — Von Homer über die Edda, über Goethe, Jean Paul, Swift, Robinson, Gottfried Keller geht der Weg bis zu den gehaltvollen Neuen und bringt in feinen Charakteristiken irgend eine Gestalt, ein Buch bis zur Anteilnahme und Begeisterung nahe. — Mit Recht lehnt sich der Titel an den braven und gescheiten Knigge an, ... man kann aus der Essaysammlung den „Umgang mit Büchern" und den „Menschen", die sie geschrieben, lernen. — Dazu: der schön in Leinen gebundene und mit reichem Register versehene Band kostet nur 3 Mark.

Hindenburg O.-S. Siegmund Reis.

### Karl Nötzel: Die russische Leistung. Verlag G. Braun, Karlsruhe.

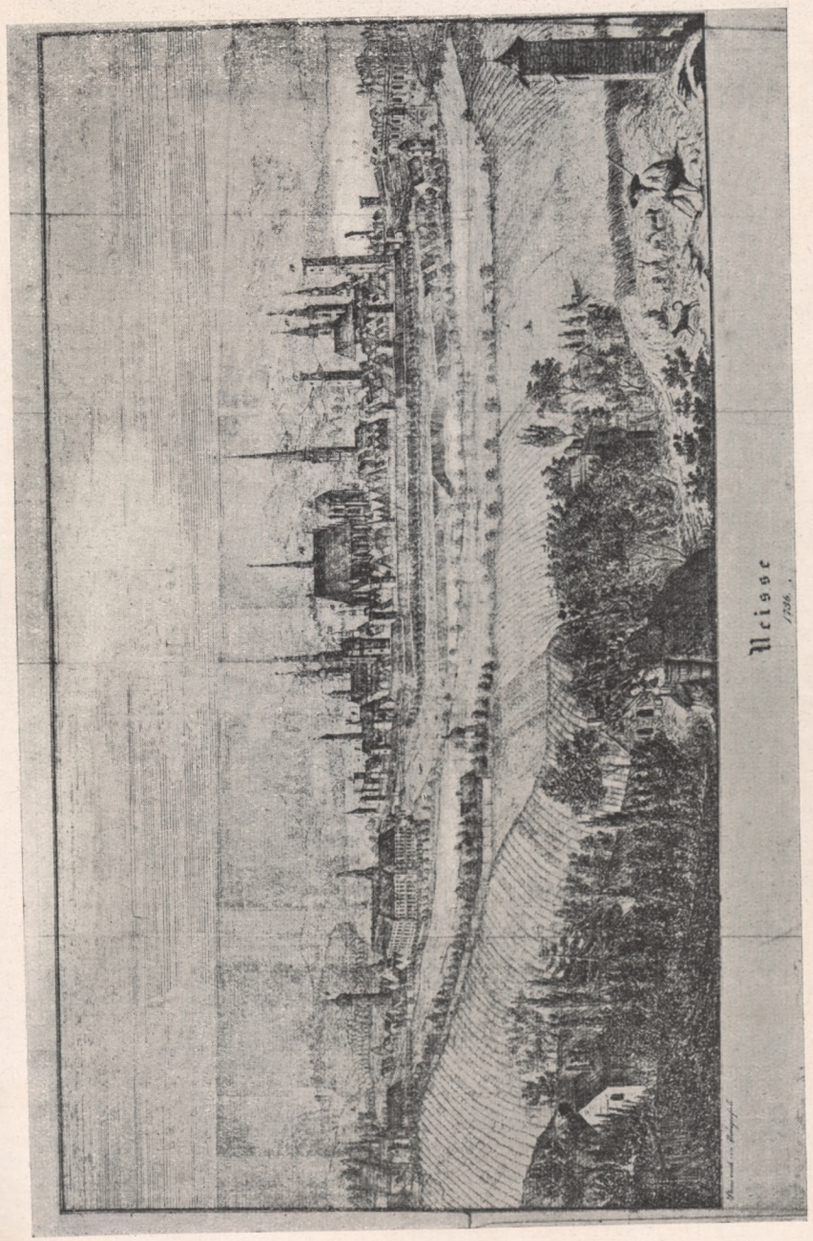
Ein Bändchen von 110 Seiten. — Nach der geisteswissenschaftlichen Seite klug, sagt es von dem russischen Menschen, von russischer Kunst und von russischer Geschichte kenntnisreich und aufschlußgebend Wichtiges aus. Die „einzigartige Inhaltsfülle der großen russischen Erzählung, als des einzigen Geistesbesitzes Rußlands" wird Nötzel voll gerecht und weist sich als Kenner der russischen Literatur aus. Auch dem religiös-sittlichen Charakter der Russen kommt Nötzel nahe. Aber es scheint mir, daß der Verfasser immer nur den Russen der Vorkriegszeit betrachtet. Wenn Nötzel der brennenden Frage des heutigen, bolschewistischen Rußland sich nähert, wird er unsicher, und wie mir scheint, verläßt er den objektiven Standpunkt, um gesellschaftskritisch, theoretisch etwas beweisen zu wollen, das nie von Europa aus, sondern nur in Rußland erwiesen werden kann. Schon die Darstellung des marxistischen Lehrgebäudes und seine Kritik ist nicht glücklich, teilweise parteipolitisch und unrichtig ... übrigens, man kann auf fünf Seiten den Marxismus nicht behandeln ...! Und so muß der östliche Marxismus Leninscher Fraktur notwendiger Weise auch abweisend von Nötzel betrachtet werden. So kommt man dem Bolschewismus, um ihn als russische Leistung abzutun, nicht nahe." Abgesehen davon, daß zehn Jahre einer Praxis der Gesellschaftsumformung noch keinen Zeitraum zur endgültigen Einschätzung geben. — Nötzel sieht die russische Leistung darin, daß der russische Erzähler positiv Westeuropa als kühner Formschöpfer befruchtet hat, daß aber der heutige praktisch-politische Russe den negativen Beweis erbracht hat, daß das gesellschaftlich-staatliche Gemeinschaftsleben nie in der Form bestehen kann, wie es sich im Sowjetstaat auswirkt. — Gegen Nötzel sind da aber Tausend andere Stimmen, die bejahen, wenn sie auch einzelnes kritisieren.

Das Buch ist anregend geschrieben, selbst wo man der soziologischen Betrachtung widersprechen will.

Hindenburg O.-S. Siegmund Reis.

### Upton Sinclair: Petroleum. Roman. 639 SS. Malik-Verlag, Berlin.

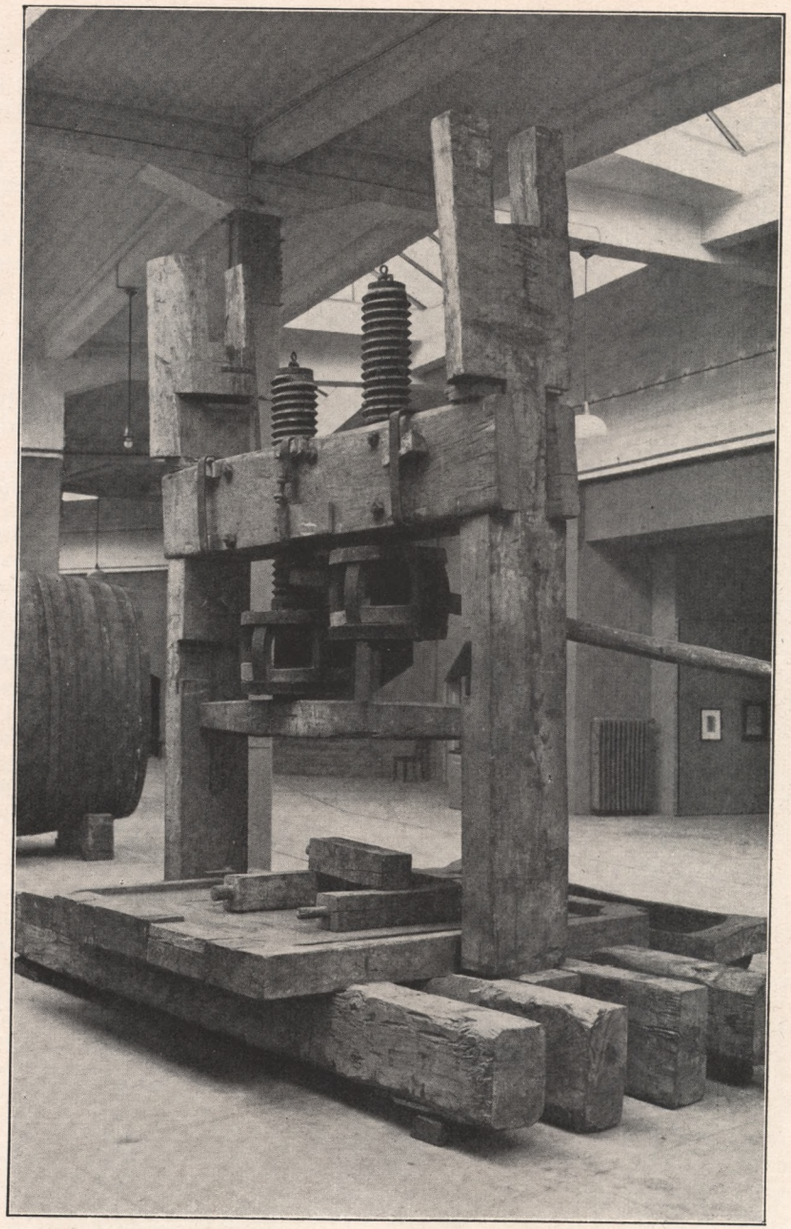
Dieser Roman des amerikanischen Autors und Sozialisten führt mitten hinein in das Milieu der südkalifornischen Petroleum-Industrie. Der Petroleumskandal ist ja gegenwärtig wieder




Heimatmuseum Neisse

XV.

Neisse 1736



XVI.
Alte Schlesische Doppelspindlige Holzkelter aus Grünberg — Fa. Mülsch Grünberg i. Schl.



aktuell geworden und beschäftigt die weiteste amerikanische Öffentlichkeit. Sinclair schildert diese amerikanischen Zustände ungeschminkt und mit der Leidenschaft des proletarischen Schriftstellers. „Petroleum" ist ein Zeitroman großen Stils. Er ist durch die Tatsachen, die hinter der Romanhandlung stehen, von außerordentlicher Bedeutung. Literaten und Ästheten, für die die Kunst ein Inzuchtprodukt ist, kommen freilich bei Sinclair nicht auf ihre Kosten. Denn er macht nicht in Kunst um der Kunst willen. Sondern um der großen sozialen Idee, um seiner Weltanschauung willen. So kommt es, daß der Roman bei allem Niveau stellenweise trocken, fast traktathaft wirkt. Aber alle, die den Amerikafimmel haben, sollten ihn lesen. Und nicht nur jene, sondern überhaupt jeder, der lebendigen Anteil an der Zeitgeschichte nimmt und es gern dem zeitgenössischen Schriftsteller gestattet, auch mal politisch und sozial eingestellt zu sein, anstatt mit Langweile zu hausieren und mit verdrängten Sexual- und Biedermeierkomplexen.

Am Rande sei noch bemerkt, daß der Roman drüben im Lande der Freiheit beschlagnahmt worden ist, worauf Sinclair auf die beanstandeten Seiten des Buches humorvollerweise Feigenblätter drucken ließ. So schlug er der Zensur ein viel belachtes Schnippchen. Die deutsche Ausgabe bringt im Angedenken dessen ein Feigenblatt als Lesezeichen, womit jedermann Stellen, die ihm gefährlich werden könnten, im Notfall bedecken kann. Jedermann sein eigener Zensor! Ein noch besseres und menschenfreundlicheres Verfahren gibt es nicht.

Alfons Hayduk.

✝

Zwei wertvolle Heimatfreunde sind uns durch den Tod entrissen worden. Am Donnerstag, den 1. März wurde Geistlicher Rat Dr. Johannes Chrząszcz in Peiskretscham unter Anteilnahme seiner Freunde von weit und breit zu Grabe getragen. Dr. Chrząszcz gehörte von Anfang an zu dem Mitarbeiter- und Freundeskreis unserer Monatsschrift „Der Oberschlesier", seine reichen Erfahrungen und sein treues oberschlesisches und deutsches Herz waren dem Herausgeber in manchen Tagen der Sorge ein besonderer Trost und eine kräftige Stütze. Dr. Chrząszcz hatte ein ganz umfangreiches heimatkundliches Wissen, seine geschichtliche Forscherarbeit ist bahnbrechend für Oberschlesien geworden, und der teure Tote wird allzeit in unserer Erinnerung lebendig bleiben als einer der Altmeister der Heimatforschung. — Am gleichen Tage begrub man in Kuchelna im Hultschiner Ländchen den Fürsten Karl Max von Lichnowsky. Es ist hier nicht der Ort, über den Politiker Lichnowsky zu sprechen, der ja als deutscher Botschafter in England bei Kriegsbeginn in der Parteien Gunst und Haß oft genannt worden ist. Was uns als Oberschlesier den Fürsten von Lichnowsky verehren läßt, ist seine Anteilnahme an der Heimat und ihrer Arbeit. Noch kurz vor dem Tode durfte ich anläßlich der Einweihung des Ratiborer Museums mit ihm mehrere Heimatdinge besprechen, und ich war erstaunt und erfreut über den sichern Blick des Fürsten und die liebevolle Anteilnahme, die er unseren Heimatbestrebungen, nicht zuletzt auch dem „Oberschlesier" entgegenbrachte. Mit dem Fürsten von Lichnowsky ist ein opferwilliger Förderer oberschlesischer Heimatpflege verschieden.

Sczodrok.

✝

---

Wegen Lohnstreitigkeiten im Buchdruckgewerbe kommt dieses Heft mit Verzögerung heraus, und bitten wir unsere werten Bezieher um freundliche Nachsicht.

Verlag und Schriftleitung.

---

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Colonnowska O.-S. zu richten.




Beim Tanz,

**Beim Tee!**

Im Wald, auf See —
Ich stets nur da mag
Musik von **„Amak".**

# Lauschige Stunden

erhalten ihre Prägung und eine besondere Note durch stimmungsvolle Musik.
In Ihrem Heim schafft Ihnen unser „Amak" jeden Musikzauber in einer Natürlichkeit, die nicht zu übertreffen ist.
Sie können alle prominenten Musik- und Gesangsgrößen bei Ihren häuslichen Festen wirken lassen, aber ein „Amak" muß der Vermittler sein.
Dann haben Sie formvollendete Reinheit der Wiedergabe und Stunden, an die man gern zurückdenkt — nach denen man sich sehnt.

Hören Sie „Amak" bei Ihren Freunden oder im

Musik-Haus **KOWATZ** BEUTHEN OS.
Bahnhofstr. 25

„Amak" bürgt für Qualität!



. . . Musik ist besser als Menschenwort!

# Eltern,

die Pflege guter Hausmusik ist in den Nachkriegsjahren durch das maßlose „Tempo der Zeit" ins Hintertreffen geraten.

Gebt Euren Kindern Gelegenheit zur Selbstbesinnung durch Erziehung zur Musik;

zeigt ihnen das alte, bewährte Hausmittel in rechtem Lichte,

schafft ihnen den seelischen Rückhalt für trübe und schwere Stunden,

denkt rechtzeitig an die Anschaffung eines guten Instrumentes — Euren Kindern zur Freude.

MUSIKHAUS **KOWATZ** BEUTHEN O/S

---

TELEFUNKEN

Auch in Gleiwitz
Telefunken-Sender
darum verwendet nur

TELEFUNKEN

# TELEFUNKEN-

**Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher, Kondensatoren, Körting-Transformatoren überall erhältlich**

**Telefunken-Generalvertretung für ganz Schlesien**

## Rundfunk G. m. b. H.

**BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.**

**Fernruf Stephan 37089.**

---

# Etwas über Wohnungs-Einrichtungen!

„Mein Heim, meine Welt!" Das Schaffen schöner Wohnräume ist für jeden Menschen von Geschmack ein Ziel, das seinem Leben Inhalt gibt, die wohnliche Umgebung ist untrennbar mit ästhetischem Wohlbehagen verbunden.
In Zusammenstellungen von **Schlafzimmern, Speisezimmern, Herrenzimmern, Küchen, Klub-, Zier- und Kleinmöbeln** (unter letzteren besonders praktische Geschenkartikel) bietet Interessenten das in Schlesien bestbekannte

Haus für Wohnungs-Einrichtungen

## Nawrath & Comp., Breslau 2

Gartenstr., Ecke Teichstr. — Gegr. 1888

in 6 Stockwerken ihres eigenen Geschäftshauses eine außerordentlich reichhaltige Auswahl, deren Besichtigung viel Anregung bietet und unverbindlich ist. Diese Ausstellung bringt auch u. a. Darstellungen, wie man einen traulichen Platz für Geselligkeit und frohe Stunden schafft usw., sie propagiert in bestem Sinne moderne Wohnkultur und Raumkunst, ein Gebiet, das eine Fülle des Schönen bietet. Dieses Schöne verehrlichen Interessenten näher zu bringen, sie damit vertraut zu machen, ihre Begleiter des täglichen Lebens — **gute Möbel — äussert preiswert in einwandfreier Verarbeitung und Material wie auch geschmackvoller Ausführung** zu beschaffen, diese Aufgabe hat sich die Firma als ihre erste und vornehmste gestellt und während ihres beinahe 40jährigen Bestehens auch gewissenhaft erfüllt. Bei 2 bisher von der Firma beschickten Spezialgewerbe-Ausstellungen hat sie für die von ihr ausgestellten Innen-Einrichtungen in beiden Fällen in Anerkennung hervorragender Leistungen die Goldene Medaille erhalten.

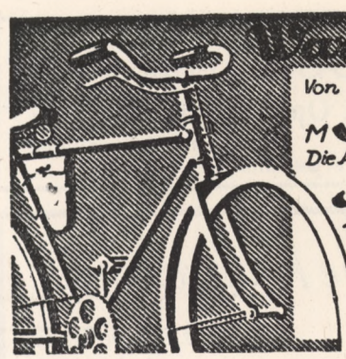
OPPELNER KAFFEE-RÖSTEREI
ERNST HERRMANN - OPPELN
Telefon Nr. 193 Krakauer Straße 37 Telefon Nr. 193
DER GUTE BOHNEN-KAFFEE
von anerkannt vorzüglichem Geschmack und Aroma in den Preislagen von Mark 2,80 bis Mark 4,60 per Pfund
Versand gegen Nachnahme porto- und spesenfrei.

Brauchen Sie eine
**Schreibmaschine?**
Lassen Sie sich die




vorführen, Sie entscheiden sich sicher für diese?
Besondere Vorzüge:
**Offene Bauart / Leichter Anschlag**
**Geräuschloser Wagenrücklauf**
**Zwangsweise Grossbuchstabensperre**
Ueberall Vertretungen,
daher Vorführungen jederzeit möglich.
**MASCHINENFABRIK KAPPEL A.-G.**
**CHEMNITZ-KAPPEL**
Gegründet 1860

OBERSCHLESIER!
Die einzige Funkzeitschrift, die Eure Interessen beim Schlesischen Rundfunk sachlich u. zielbewußt vertritt, ist die
Ostdeutsche Illustrierte Funkstunde
Herausgeber: FRITZ ERNST BETTAUER
Im Straßen- und Buchhandel überall zu haben.



Warum mehr bezahlen?
Von M 39.50 an liefern wir ausgezeichnete Fahrräder mit Garantie, Freilauf und Bereifung.
Die Aushändigung unserer besten Tourenräder erfolgt bei nur
Anzahlung M 10.–
Den Rest bezahlen Sie in bequemen
Wochenraten à M 2.50
Wir liefern unsere Teilzahlungsräder frachtgut- und verpackungsfrei jeder deutschen Bahnstation. Illustr. Katalog kostenlos
Autofahrag G.m.b.H. Berlin SW 68 Alexandrinenstr. 739

**Sucht der Schlesier**
Anregung, Belehrung, Unterhaltung aus dem unerschöpflichen Born schlesischer Kultur, schlesischen Schrifttums, so greift er
**mit Vorliebe**
zu der weder parteipolitisch noch konfessionell gebundenen, allumfassenden Zeitschrift
**Schlesische Monatshefte**
★
Sie werden die schlesischen Monatshefte ständig lesen wollen, wenn Sie einmal ein Probeheft gesehen haben. Einzelheft RM. 1,—. Erhältlich im Buchhandel und beim Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau I, Junkernstraße 41/45.
★

Zur Hundertjahrfeier 1928
*Karl Kobald*
Franz Schubert
*496 Seiten, 70 Bilder und 2 farbige Tafeln*
*Geh. RM. 7.—, Leinen RM. 10.—*
Schubert, und als Hintergrund das Wien der Biedermeierzeit, die lieblichste und entzückendste Kulturepoche der alten Kaiserstadt, konnte keinen gemütvolleren und sachkundigeren Biographen finden als Kobald, dessen reich illustrierter „Beethoven" — vier Wochen nach Erscheinen schon im 5.—9. Tausend — sich andauernd im In- und Ausland der größten Nachfrage erfreut.
In guten Buchhandlungen erhältlich!
Amalthea-Verlag
Zürich-Leipzig-Wien.

J. Sgodzei, Oppeln O.-S.
Fernruf 512 Krakauerstrasse 21
Kinderwagen, Puppenwagen
Korbmöbel, sämtliche Korbwaren, Metallbetten





Gute und preiswerte **Pianos** liefert seit vielen Jahren die Firma

**J. Alfred Neumann, Oppeln, Nikolaistr. 17**

Grösste Auswahl! Bequeme Teilzahlungen!

Mehrjährige Garantie!

**Sie kaufen Radioapparate**

im ersten Spezialgeschäft am besten und billigsten!

**Warum?**

1. *Sie finden große Auswahl.*
2. *Die Apparate werden unverbindlich in Ihrer Wohnung vorgeführt.*
3. *Sie können in bequemen Ratenzahlungen zahlen.*
4. *Ihre Anlage wird von uns kostenlos überwacht.*

Unsere 3 Lieferwagen regeln den Verkehr mit unserer Kundschaft in Stadt u. Land, obwohl unser Unternehmen in Oppeln ansässig ist.

**Radio-Haus „Tehag"**

das führende Fachgeschäft Oberschlesiens

**OPPELN, Krakauer Str. 45**

*Die Programme*

*der Schlesischen Sender werden reichhaltig illustriert und erläutert in der*

***Schlesischen Funkstunde***

*dem offiziellen Organ der Schlesischen Funkstunde A. G.*

*Schlesischer Funkverlag*

*G. m. b. H.*

***Breslau 18***

**„Woher wissen Sie das bloß alles?"**

„Aus dem „Kleinen Herder" natürlich." „Ja, steht denn da alles drin?" „Alles Brauchbare jedenfalls! Toter Wust nicht." „Schön! Aber wer soll sich denn das merken?" „Ich kann ihnen bloß sagen, wäre alles so geschrieben wie der „Kleine Herder" dann fiele einem das Vergessen schwerer als das Merken!"

So muß ein praktisches Nachschlagebuch sein! In den Buchhandlungen ohne Kaufzwang anzusehen. In Ganzleinenband (lichtecht) 30 Mark. Halblederband 40 Mark. Teilzahlungen.



Modell von Stadt und Festung Cosel

Heimatmuseum Cosel